Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Zum neuen Jahr.

Ein neues Jahr!
Für dich im gold'nen, wie im Silberhaar!
O eile nicht hinein mit flücht'gem Fuße
Und überschreite seine Schwelle nicht,
Eh' es dein Herz mit einem ernsten Gruße
Empfangen, wenn es an am Himmel bricht!
Nur einmal stehe still und laß vergebens
Im ewigen Getriebe dieses Lebens
Dich mahnen nicht zur Einkehr bei dir selbst!
Laß ruh'n die Hand — dein Werk zu dieser Stunde,
Wenn hoch vom Thurm herab, aus ehernem Munde,
Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt die Kunde
Von einem neuen Jahre feierlich ertönt!
Und scheide nicht vom alten unversöhnt!
Und — eh dein Blick
Noch einmal rückwärts fällt auf Ungemach und Glück,
Auf Saat und Ernte, die in deinem Haus
Aufging im Kampf und Sturmgebraus
Um dieses Leben!
Siehst du belohnt das mühevolle Streben —
Bist du zufrieden — danke deinem Gott!
Bist du es nicht — dann laß in Sorg' und Noth
Nicht schwach und hoffnungslos die Arme sinken.
Blick auf! des Himmels ew'ge Sterne winken
In dieser Nacht dir zu: Verzage nicht und stärke
Das bange Herz auf's Neue nun zum Werke!
Wer immer schwankt und klagt: es ist zu viel!
Erreicht kein Ziel!

Ein neues Jahr!
Auch für den „Hinkenden" im weißen Haar!
Doch spottet nicht des Alters auf dem Scheitel —
Des Jünglings gold'ne Locken welken auch!
Die Schönheit und der Jugend Glanz ist eitel,
Und brechen wird der Jungfrau strahlend' Aug!
Wohl! wessen Haar in Ehren grau geworden,
Denn er glänzt schöner als mit Band und Orden
Und keine Krone überragt sein Haupt! —
Ein neues Jahr! O liebe, was dir theuer,
So lang dein Puls noch schlägt voll Jugendfeuer,
Und schließe an das Herz dich immer treuer,
Das dich beglückt — kurz ist die Spanne Zeit!
Und alles wechselt — Freud' und Leid!
Wer weiß wie bald
Das Antlitz, das du liebest, bleich und kalt!
O thu' ihm alles Lieb's und Gutes an;
Zu spät am Grab, hast du ihm weh gethan,
Kommt deine Reue!
O schließe dich im neuen Jahr auf's Neue
An Weib und Kind — und such ein treues Herz,
So du allein noch stehst! Bald endet Spiel und Scherz!
Das Alter kommt! Wie fühlst du dich verlassen
Ohn' Weib und Kind, wenn einstens welken und verblassen
Der Jugend Reize dir! Mit allen deinen Schätzen
Kannst du der Liebe Sorgfalt nicht ersetzen,
Die dir im Alter fehlt! O gründ' ein Heim, wo du gesät,
Eh' es zu spät!

Ein neues Jahr!
Das alte sinkt — bald ruht es auf der Bahr,
Gleich einem Menschen, der das Aug' geschlossen,
Deß' Werk vollendet ist im Strom der Zeit! —
Doch unaufhaltsam, wie auf Feuerrossen,
Zieh'n neu die Tage hin, mit Freud und Leid!
Was bringst du uns, verhüllter, dunkler Bote,
Im neuen Jahrsgewande, nach des alten Tode!
Was bringst du unserm deutschen Vaterland!
Bist du der Engel mit der Friedenspalme?
Bist du des Krieges Furie, die uns Saat und Halme
Mit Mann und Roß zerstampfet — die im Feuerqualme
Uns Städt' und Dörfer malt — des Todes Sense schwingt?
O daß dein Schleier, den kein Blick durchdringt,
Nicht solch ein Bild
In seinen Falten birget und verhüllt!
O laß das deutsche Reich gedeih'n und blüh'n!
Zerstöre nicht der Hoffnung junges Grün,
Das es umschlinget!
Zersplittre nicht, was schwer geeint und was noch ringet
Mit der Vollendung! Gieb uns Muth und Kraft,
Auf daß kein Arm am großen Werk erschlafft,

Das wir begonnen! Laß uns weiter bauen
In Frieden! Laß nicht sinken das Vertrauen!
Und schling' das Band der Einigkeit und Liebe
Zum Vaterland stets fester im Parteigetriebe
Um Fürst und Volk, vereint und stark jetzt unterm deutschen Aar!

Glück auf, neu Jahr! U.

Des Hinkenden Boten Gruß!

Es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß, wenn zehn lesebegierige Menschen nach einem Buche greifen, acht davon die Vorrede, wenn eine vorhanden ist, überschlagen, und gleich bei dem ersten „Kapitel" anfangen; und wenn die Geschichte eine Liebesgeschichte ist, und wenn die zehn Leser zehn Leserinnen sind, so werden alle zehn, ehe sie mit dem ersten Kapitel anfangen, sich erst durch einen Blick in das letzte Kapitel vergewissern, ob sie einander kriegen.

Schlaue Schriftsteller sind deßhalb auf das Auskunftsmittel verfallen, die Vorrede wegzulassen, und das, was sie in der Vorrede sagen wollten, den geehrten Leserinnen im letzten Kapitel als Nachrede mit List beizubringen.

Der Hinkende will deßhalb auch keine Vorrede mehr halten und für die Nachrede läßt er Andere sorgen. An Nachreden hat es dem Hinkenden noch niemals gefehlt.

Was er also zur Einleitung in seinem 82er sagt, soll keine Vorrede sein, nein, es sollen sein Herzensergießungen und Herzenserleichterungen, damit er mit leichtem Herzens-Gepäck in das neue Jahr hinein marschiren kann. Dieses wird ihm schon wieder gehörig aufladen, um ihm gegen das Ende zu das Herz schwer zu machen.

Auch hat er, wie es einem guten Hausvater geziemt, vor dem Eintritt in das neue Jahr Verschiedenes glatt zu machen, Schulden zu bezahlen und Schulden einzutreiben, kurz Abrechnung zu halten mit Freunden und Feinden.

Doch beginnt er nach alter Gewohnheit mit dem bekannten M, aus dessen Mitte er grüßend seinen Hut schwingt, wie sich gebührt:

einen lieben Freunden und meinen geehrten Feinden Gruß zuvor.

Nämlich jeder anständige Mensch muß nicht nur Freunde, er muß auch Feinde haben; die letzteren sind das Salz zur Suppe und — von seinen Feinden lernt man oft mehr als von seinen besten Freunden.

„Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
„Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll!

Da der Hinkende so anmaßend ist, sich auch zu den anständigen Menschen zu zählen, so hat er auch seine Feinde.

Der Hinkende ehrt jeden Feind, der ihm mit offener Stirne entgegentritt, dem man ansieht, daß er eine Ueberzeugung vertritt, und der, selbst wenn er grob wird, nicht vergißt, anständig zu sein. Die Feinde aber, die hinter dem Busche lauern, und mit vergifteten Pfeilen schießen, und die, wenn man hinter den Strauch springt, um den Schützen an den Ohren zu nehmen, Fersengeld geben, die einzige Münzsorte, die man von solchen Strauchdieben erhalten kann, oder die dir freundlich ins Gesicht grinsen und dich hinterrücks verlästern und verleumden, die glatt gescheitelten Heuchler und die Augen verdrehenden Schleicher, solche Feinde ehrt der Hinkende nicht, die haßt, die verachtet er. Vor dem ehrlichen und anständigen Feinde senkt er grüßend seine Lanze, ehe das Kampfspiel beginnt, und über die andern und unanständigen wird er weiter unten berichten.

I.

Des Hinkenden bester Glückwunsch

im neuen Jahr gilt natürlich seinen Freunden, Glückwunsch und Handschlag. Nehmen wir das Herz in beide Hände und thun einen muthigen Sprung in das neue Jahr hinein. Es gehört allerdings etwas Muth zu einem solchen Sprunge ins Ungewisse, und — doch ist's am Besten, daß wir nicht wissen, was die Zukunft, was das neue Jahr uns bringt.

Es weht ein etwas unheimlicher Wind und die Wetterfahnen stehen auf Rückschritt. Doch möge das neue Jahr uns bringen, was es wolle, es soll uns als freisinnige, charakterfeste, selbständige und vaterlandsliebende Männer finden.

II.

Lehmanns Blumengarten.

Auf seinen Wanderungen traf der Hinkende auf einen Garten von ganz eigenthümlichem Aussehen. Er war umzäunt von einer alterthümlichen Mauer, von Epheu ganz umrankt, und ein eisernes, ganz verschnirkeltes Gitter, weit geöffnet, schien zum Eintritte einzuladen. Ein Blick in den Garten zeigte wunderbar angelegte Blumenbeete, gar nicht so wie in den heutigen Gärten, — sie heimelten Einen an, wie ein Gruß aus längst vergangener Zeit. Viele Leute lustwandelten auf sauberen Kieswegen und erfreuten sich an dem eigenthümlichen Blumenflor. Ein Arbeiter war in der Nähe des Thores mit Jäten beschäftigt: „He, guter Freund, ist's erlaubt, sich den Garten anzusehen?"

„Freilich, lieber Herr", sagte der Mann, „der Garten ist da für Jedermann, der Freude hat an den alten Blumen!"

Stundenlang ist der Hinkende in dem Garten herumgewandelt und hat sich erfreut und erquickt an der alterthümlich gestalteten und geordneten Blumenpracht, für die unsere heutige Pflanzenkunde kaum mehr die richtige Bezeichnung hat.

Lieblich duftende Blumen, neben andern mit scharfem, beizenden Geruch, herrliche Farben und düstere Tinten, in bunter Abwechslung, und dazwischen Pflanzen mit Stacheln bewaffnet, zur Abwehr gegen eine freche Hand.

Ein wohlgekleideter Herr war damit beschäftigt, eine besonders schöne Pflanze aufzubinden:

„Mein Herr, darf ich mir die Frage erlauben, wer diesen wunderbaren Garten angelegt hat?"

„Christoph Lehmann", erwiederte der Herr freundlich und richtete sich in die Höhe.

„Ist Herr Lehmann in seinem Garten gegenwärtig, um ihm meine Bewunderung für diese schöne Anlage auszusprechen?“ fragte ich weiter.

Da lächelte der Mann: „Der gegenwärtige Besitzer des Gartens bin ich; Christoph Lehmann aber, der diesen Garten angelegt, ist schon seit 250 Jahren todt.“ Und mit einem Blick auf meinen Hut und meinen Stelzfuß setzte er hinzu: „Seid Ihr nicht der Hinkende Bote von Lahr? Ja? Und Ihr wisset nichts von Lehmann und seinem Blumengarten?“

Zu meiner Beschämung mußte ich gestehen, ich wisse nichts von ihm, und ich glaube, noch viele Andere werden nichts von ihm wissen.

„Ihr aber sollt ihn kennen lernen, und – Ihr seid der rechte Mann dazu — durch Euch soll auch dem deutschen Volke das Gedächtnis aufgefrischt werden an einen seiner edelsten und echt deutschen Männer.“

Und aus der Erzählung des Mannes erfuhr der Hinkende Folgendes:

Christoph Lehmann war unter den älteren deutschen Schriftstellern einer der tüchtigsten und gewissenhaftesten als Verwahrer und Verwalter unserer deutschen Volksspruchweisheit. Er hat seine Kernsprüche in einem Blumengarten gesammelt, der aber leider lange Zeit unter dem Verwüstungsschutte des furchtbaren 30jährigen Krieges begraben lag.

So kam es, daß der deutsche Mann, der in jener von Schrecken und Leidenschaften durchwühlten Zeit festhielt an dem Ankergrunde des Gefühles für das Rechte, Edle und für das Vaterländische, daß dieser Mann in seiner Zeit nur wenigen auserlesenen Geistern bekannt war.

Erst beinahe hundert Jahre später hat G. L. Lessing den Lehmannschen Blumengarten aus dem Schutte ausgegraben, die Blumenbeete gereinigt und gejätet, und mit seinen Blumen den Namen Lehmann dem deutschen Volke wieder ins Gedächtnis zurückgerufen.

Wie Luther, als er an seiner Bibel übersetzte, vom Teufel arg geplagt wurde, so daß er ihm sein Tintenfaß an den Kopf warf, nämlich Luther dem Teufel, so wurde auch Lehmann, da er an seinem Blumengarten arbeitete, „der nur denen bösen Geistern „mißfallen können, von denen Hexen und „Unholden sehr beunruhigt.“

Ob und was er „denen Hexen“ an den Kopf geworfen, hat die Chronik uns nicht erzählt.

Lehmann ist im Jahre 1568 in Fürstenwalde geboren, und wirkte vorzugsweise als ausgezeichneter Schulmann in Speyer, so daß in einem Schulvisitationsberichte von 1595 ihm das Lob ertheilt wurde, „daß auf Christophoro Lehmann der ganzen Schule Wohlfahrt bestände.“

Im Jahre 1638 starb er.

Dieses und noch vieles Andere berichtete der Herr, der sich den Besitzer des Gartens nannte, von Lehmann, dem ehrenfesten deutschen Manne, dann setzte er mit gewinnender Liebenswürdigkeit hinzu:

„Und wisset Ihr was, Hinkender? Pflücket Euch einen Strauß aus Lehmanns Garten, und streuet die Blumen aus in Euerm nächsten Kalender, so können Millionen sich an ihrem eigenthümlichen Duft erlaben, und in Millionen Herzen wird der Name eines echt deutschen Mannes, Christoph Lehmann, wieder klingen.“ —

Das also sind die Blumen, die in dem „Kalendarium“ des 82er Kalenders ausgestreut sind, zwischen die Heiligen, die Planeten und die muthmaßliche Witterung. Kernsprüche, Lebensregeln, Wahrheiten, und vor allem deutsche vaterländische Gesinnungen und Stoff genug, um heitere und ernste Betrachtungen daran zu knüpfen. Daß auch Schiller, Göthe und Bodenstedt einige Blumen aus ihren Gärten ausgestreut haben, aber etwas abseits von den Heiligen, wird den Lehmann'schen Blumen keinen Abbruch thun, sie vertragen sich ganz gut miteinander.

„He, guter Freund, ist's erlaubt sich den Garten anzusehen?“

Es ist freilich nur ein kleiner Strauß aus Lehmanns Garten, denn der Hinkende konnte die Erlaubnis des Gartenbesitzers nicht dazu mißbrauchen, seine Beete zu plündern; wer aber an den Proben im Kalender Freude gefunden hat, der kann selber in dem Garten spazieren gehen und seine Blumenpracht bewundern, denn es ist zu haben:

Christoph Lehmanns Blumengarten
frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt
von
einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit.
In Karl Dunckers Verlag in Berlin.

Ehe nun der Hinkende mit dem geneigten Leser weiter bespricht, was ihm auf dem Herzen liegt, muß er mit den Störenfrieden und Spektakelmachern auf seinem Schreibtische aufräumen, denn sie verführen heute wieder einen Lärm, — es ist unmöglich ruhig zu arbeiten. „Ruhe da drinnen, die Reihe kommt jetzt an Euch!“

Darum

III.
Das Gefängnis,
oder:
Die Feinde des Hinkenden.

Wenn sie auch meist aalglatt sind, so gelingt es doch dann und wann einen zu erwischen und festzuhalten. Der Hinkende hat jetzt eine ganze Sammlung von ihnen beieinander. Um diese saubere Gesellschaft anständig unterzubringen, hat er in seinem Schreibtische ein eigenes Fach als Gefängnis eingerichtet, mit einem starken Vorlegeschloß, und dort hat er sie eingesperrt. Vorerst nur in Untersuchungshaft, bis das Urtheil über sie gefällt werden kann. Da er aber wenig Zeit und noch weniger Lust hat, sich mit den Gutedeln zu befassen, so mag es allerdings vorkommen, daß der eine oder der andere der armen Sünder schon mehrere Jahre eingesperrt ist. Es ist noch eine kleine Erinnerung an das alte Gerichtsverfahren.

Er hätte gerne für seine Gefangenen ein Zellengefängnis hergerichtet, weil dieses nach seiner Ansicht so recht geeignet ist, die Insassen in stiller Betrachtung zum Bewußtsein ihres Werthes zu bringen; allein dazu hätte die Schreibstube des Hinkenden bei Weitem nicht ausgereicht.

So muß er sie alle zusammen in dem gleichen Gefängnis einsperren.

Da aber seine Gefangenen stets selbst unter einander Händel haben, so hat das Schreibtischgefängnis den großen Nachtheil, daß sie öfters einen Mordlärm machen, der den Hinkenden an der Arbeit stört, und namentlich, wenn sie merken, daß er die Feder zum Kalenderschreiben spitze, — es ist nämlich ein Guckloch in der Kerkerthüre — da machen sie einen solchen Skandal, und schimpfen und lästern durch das Guckloch heraus, um die Entstehung des verhaßten Kalenders unmöglich zu machen.

Er ist zwar schon so ziemlich an diesen Unfug seiner Gefangenen gewöhnt, allein diesmal wurde der Lärm so stark, daß er beschloß, das Gefängnis zu reinigen und Gerichtstag zu halten.

„Hinkender! — Stinkender!“ schreit einer zum Guckloche heraus. Dem Hinkenden ist dieser Ehrentitel nichts Neues, er ist ihm sogar schon von der Kanzel an den Kopf geworfen worden; aber wie gesagt, wenn der Hinkende nicht im besten Geruche steht, so ist es kein Wunder, denn:

„Wer solchen Stall putzt, meiner Seel,
„Der kann nicht riechen nach Rosenöl.“

„Ruhig da drinnen: es wird heute über Euch Gericht gehalten! Auf Namensaufruf erscheine jeder vor meinem Richterstuhle!“

An der Gefängnisthüre ist unten eine kleine verschließbare Pforte, fast wie die Oeffnung an einem Bienenkorbe, durch welche jeweils nur ein Gefangener heraustreten kann, denn die Thüre selbst zu öffnen wäre bedenklich, sie würden, wie die Maienkäfer aus einer Schachtel, zu allen Fugen herauskriechen. —

Und nun zum Gericht; und zwar Nr. 1. Alban Stolz mit deinem „Verbotenen Baum!“

Der alte Herr erscheint und schleppt keuchend einen Baum hinter sich her, an welchem ganz sonderbare Früchte hängen.

„Der verbotene Baum“
für Katholiken und Protestanten.

Wann dieser merkwürdige Baum von dem merkwürdigen alten Herrn gepflanzt worden, ist dem Hinkenden unbekannt. Früchte trägt er aber schon seit mehreren Jahren. Jedoch erst vor Kurzem hat ihm ein guter Freund ein Körbchen davon mitgetheilt. Dieser hat's von einem ultramontanen Förster, denn in den Wald, in welchem solche Bäume wachsen, kommt sonst nicht leicht ein anständiger Mensch. Paradiesäpfel sind es keine, die an diesem merkwürdigen Baume prangen, so eine Art Galläpfel, aus denen der stolze Alban seine Tinte braut, mit der er die Seelen vergiftet, Haß predigt, und das Glück der Familien vernichtet. Seine Feinde sagen dem Hinkenden nach, er hasse und verachte die katholische Religion und ihre Bekenner. Wie wenig kennen ihn seine Feinde. Vielleicht kann man den Ausspruch Schillers auf ihn anwenden, nach welchem der Dichter sagt: „Ich bekenne mich zu keiner Religion aus Religion“, aber er achtet jede Religion, deren Reinheit nicht durch menschliche Satzungen verketzert worden ist, und er schätzt hoch die Bekenner jeder Religion, die ihre reinen Lehren im Herzen tragen und darnach zu leben und zu handeln trachten, seien sie Protestanten, Katholiken oder Juden. Ja, er zählt viele gute, liebe Freunde unter Protestanten, Katholiken und Juden.

Aber er haßt und verachtet die Glieder jeder Religion, die, in ein hohes, heiliges Amt berufen, dieses mißbrauchen, und statt Liebe und Duldung, Haß und Zwietracht stiften, die ihren Einfluß mißbrauchen, um gegen die Gesetze des Landes aufzuhetzen, die kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe kennen, die den

Der alte Herr erscheint und schleppt keuchend einen Baum hinter sich her.

gesunden Menschenverstand, den der liebe Gott uns verliehen, mit Füßen treten, und die in ihrem geistlichen Hochmuth uns Dinge aufzwingen wollen, für die nur ein Blödsinniger oder ein Heuchler zugängig sein kann. —

Diese haßt, ja diese verachtet der Hinkende, und gegen diese kämpft er, so lange er eine Hand heben kann.

Vernehmt, was Alban Stolz, ein Häuptling unter diesen verfolgungssüchtigen Schwärmern, der denkenden und entsetzten Menschheit an seinem

„Verbotenen Baume"

für Früchte bietet.

Unter diesem „Verbotenen Baume für Katholiken und Protestanten" versteht er nämlich die

„Gemischten Ehen!"

Nachstehend giebt der Hinkende eine kleine Blumenlese aus dem entsetzlichen, mit Gift und Galle geschriebenen Büchlein:

Seite 4:

„Der Katholik, welcher „in eine Ehe mit pro„testantischen Kindern „einwilligt, riskirt „also, daß seine Kinder „ungiltig getauft „werden, und darum „nicht einmal Christen „vor Gott sind."

Christus aber hat gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und Herr Alban wird ihm wohl erlauben müssen, daß er auch protestantische Kindlein in seinem Schoß aufnehme.

Seite 5:

„Wenn Deine Kinder „auch einmal in ihren „Sünden sterben, so „bist Du Schuld da„ran, weil Du sie „protestantisch werden „lässest."

Glücklicherweise wird der allgütige Gott trotz Alban Stolz es den armen Kindern nicht nachtragen, daß sie das Unglück haben, protestantisch zu sein.

Ob das edle Mädchen im Interesse ihres Seelenheils es vorgezogen hat, Pfarrersköchin zu werden?

Weiter:

„Was die Protestanten als Abendmahl bekommen, „ist nur ordinäres Brot und Wein aus dem Faß. „Darum kommt das Uebriggebliebene oft in die „Küche; sogar den Hühnern ist schon der Rest vor„geworfen worden."

Herr Alban bezieht seinen Wein zum Abendmahl ohne Zweifel von einem heilig gesprochenen Weinhändler. Auch scheint der fromme Mann sehr heimisch zu sein in den protestantischen Küchen und Hühnerhöfen.

Seite 6

läßt er eine Frau, deren Sohn plötzlich gestorben ist, in Jammer ausbrechen

„nicht sowohl über den Verlust des Sohnes, als „vielmehr darüber, daß er ohne Beichte und Kom„munion gestorben ist." Das arme Weib läßt er sagen: „„Ich wollte lieber, daß er an langsamer „„Krankheit im Bette lebendig verfault wäre, als „„daß er so unvorbereitet gestorben ist.""

„Und die Frau hatte Recht", setzt der christliche Alban hinzu.

Seine Lehren sind in der That geeignet, zärtliche Mütter zu erziehen.

Seite 9:

„Selbst dieser Glaube (der Glaube an Christus) „kann Deinen Kindern noch verloren gehen, also der „letzte Rest von Christenthum, wenn sie protestan„tisch erzogen werden."

Weiter:

„Es ist ein schwarzer „Gedanke, welcher je„den Katholiken, wie „Schwefeldampf aus „der Hölle, von der „Einwilligung zur pro„testantischen Kinder„erziehung abschrecken „sollte."

An der Schwärze solcher Gedanken ist allerdings nicht zu zweifeln.

Seite 10:

„In allen drei Be„ziehungen ist die „Einwilligung einer „katholischen Person „zur protestantischen „Kindererziehung eine „entsetzlich schwere „Sünde."

Herr Alban deutet dabei an, daß er eine Kindsmörderin für eine geringere Verbrecherin halte! Eine Kindsmörderin bekommt in der Regel 2 3 Jahre Zuchthaus. Würden für eine „solche katholische Person" 10 Jahre genügen, Herr Alban?

Seite 12 und 13

erzählt Herr Stolz „von einer edeln katho„lischen Ladenjungfer, „die die Heirathsan„träge zweier braver junger Männer, nebenbei Mil„lionäre, abwies, weil die Unglücklichen das Mißge„schick hatten, Protestanten zu sein."

Ob das edle Mädchen im Interesse ihres Seelenheils es vorgezogen hat, Pfarrers-Köchin zu werden, hat Herr Alban uns nicht verrathen.

Seite 14:

„Wer nicht zu dieser (katholischen) Kirche gehört, „der hat nicht einmal eine ganz richtige Erkenntnis „von dem einzig wahren Gotte."

Vorausgesetzt, Herr Alban, daß das Zerrbild, welches in dem Hirn des alten Herrn spukt, dem einzig wahren Gotte gleicht.

„Daß es aber bei den Protestanten auch rechtschaffene fromme Leute giebt", läßt der edle Alban

gerne gelten, „das kommt aber daher", setzt er hinzu, „weil viele Protestanten besser sind, als ihre Religion", das heißt also, weiser Alban, weil sie keine Protestanten sind.

Seite 15:

Von den protestantischen Predigern sagt er:

„So manche Predigt ist einfach nur leere Wort-
„macherei, ohne allen christlichen Saft und Kraft,
„gleich einer Wassersuppe ohne Brot."

Daß eine so schmackhafte Suppe auch auf katholischen Kanzeln gekocht werde, liegt nach Alban natürlich im Bereiche der Unmöglichkeit.

Weiter vergleicht der fromme Herr die protestantische Kirche

„mit einer Stube ohne Tisch und Stuhl und Ofen,
„leeren Wänden und eingeschlagenen Fensterscheiben."

Die letztere Eigenschaft der protestantischen Kirche hat er offenbar vom Kaspar im Freischütz entlehnt:

„Glas von zerbroche-
„nen Kirchenfenstern,
„das findet sich."

Seite 18:

Herr Alban erklärt es für einen schwarzen Strich in deinem katholischen Gewissen, daß du neben einem protestantischen Ehegatten am Freitag Fleisch essen wirst.

Entsetzlich! Der Hinkende ist überzeugt, daß der fromme Mann sein Gewissen am Freitag niemals mit so sündhafter Kost anschwärzt, und es sich eher mit Forellen mit Eiern, oder Hecht mit Nudeln beruhigt.

Seite 19:

„So viele Kinder in
„Deiner (gemischten)
„Ehe erzeugt werden,
„so viele Seelen, an
„welchen Du ein Ver-
„brechen ausübst, so
„viele lebendige Brand-
„male in Deinem Ge-
„wissen."

Der Hinkende ist überzeugt, daß der fromme Mann sein Gewissen am Freitag niemals mit sündhafter Kost anschwärzt.

Weiter:

„In der Schule bekommen Deine Kinder vielleicht
„einen Katechismus, der unseren katholischen Glau-
„ben verleumdet."

Vielleicht? Hat Herr Alban vielleicht noch niemals Gelegenheit gehabt, einen protestantischen Katechismus zu lesen? Er sollte es doch noch nachträglich thun, er könnte ihn ja vorher mit dem Weihwedel entsündigen.

Weiter:

„Sehr oft werden die Kinder im Konfirmanden-
„unterricht so verhetzt gegen alles Katholische, daß
„die jungen Seelen mit Haß und Verachtung gegen
„Katholiken ganz versäuert werden."

Was werden dagegen die jungen Seelen der katholischen Kinder mit Liebe und Achtung vor den Protestanten versüßt werden, wenn sie das Unglück haben, von diesem Giftbaum des Herrn Alban zu naschen.

Seite 20:

„Kommt es später, daß Dir ein Sohn oder eine
„Tochter schwer krank wird, und dem Tode nahe
„ist, so mußt Du es ansehen, wie sie ohne alle reli-
„giöse Hilfe in ihren Sünden sterben — Du bist
„Schuld, und diese Schuld ist in Ewigkeit nicht gut
„zu machen."

Arme Kinder, vielleicht 2 3 Jahre alt, und in ihren Sünden sterben! Entsetzlich! Und eine Schuld für die Ewigkeit! Was dieser Mensch wohl für einen Begriff von der Ewigkeit hat?

Seite 22:

„So ruht in manchem Menschen das Gewissen
„Jahre lang; und
„auf dem Todtenbette
„bricht es los, und die
„gräßlichen Flammen
„der Verzweiflung
„kommen aus der
„Seele, ein Vorspiel
„der Hölle!"

Weil die verblendete Polizei nicht erlaubt, daß der gute Alban die Unglücklichen schon auf dieser Erde dem Scheiterhaufen überliefert, so läßt er sie wenigstens in der Hölle braten. Denn daß er unter den Höllenbeamten einen einflußreichen Posten einnimmt, ist selbstverständlich.

Seite 23:

„Wie traurig ist dann
„erst Dein Leichenbe-
„gängnis. Guten
„Katholiken wird
„der Anblick Deines
„Sarges unheimlich
„vorkommen, wie der
„Sarg eines Selbst-
„mörders!"

Und wie unerhört, daß man in unseren Zeiten solche entsetzliche Verbrecher auch noch auf christlichen Kirchhöfen begräbt, anstatt sie außen an der Kirchhofmauer einzuscharren!

Seite 24:

„Denn in manchen protestantischen Köpfen sitzt die
„Unduldsamkeit so dick und glotzig, daß sie auch
„Lüge, Wortbruch und Gewaltthätigkeit
„nicht scheuen, wenn eine Seele der katholischen
„Kirche entrissen werden kann."

O, duldsamer Alban! Wahrscheinlich waren die Inquisitionen, die Tausende und Tausende Menschen verbrannt haben, lauter protestantische Anstalten?

Der Generalinquisitor Thomas de Torquemada, „ein Henker ohne gleichen", der 105,285 Menschen ihres Glaubens wegen verurtheilte, und darunter nicht weniger als 6000 auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, war jedenfalls auch so ein unduldsamer, dicker und glotziger Protestant. —

Seite 29:

„Willst du die Ruchlosigkeit begehen, in gemischter Ehe deine künftigen Kinder loszureißen von der Heilsquelle der katholischen Kirche, und ihre Seelen religiös verdorren lassen auf dem dürren Sandboden des Protestantismus? Gott bewahre Dich vor diesem Seelenmorde?"

Das sind ja ruchlose Mörder, diese Protestanten, es ist unbegreiflich, daß die Polizei diese gefährlichen Menschen so frei herumlaufen läßt.

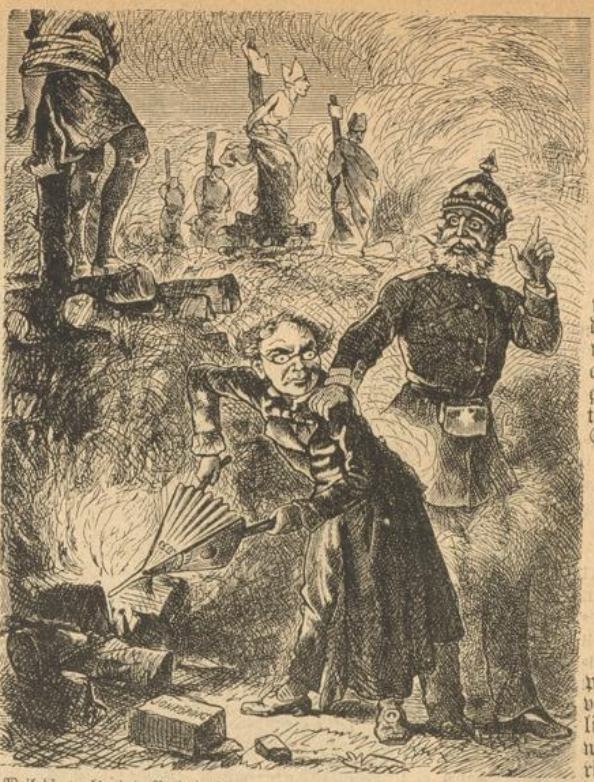
Seite 30:

„Insbesondere benutze solche Tage und Stunden, wo Dein Ehegatte gerade gut und freundlich gestimmt ist. Sage ihm, Du findest keine Ruhe und könnest des Lebens nimmer froh werden, wenn die Kinder nicht katholisch werden, und Du werdest ihm auch niemals Ruhe lassen, bis die Einwilligung gegeben sei."

Das ist die Hauptsache, frommer Herr, nur niemals Ruhe lassen! — Welche weise Lehren für eine glückliche Ehe entströmen nicht diesem von frommer Salbung triefenden Munde. Weiter:

„Bringen sie (die Kinder) aus der Schule die üblichen Verleumdungen gegen die katholische Kirche mit nach Hause, so zeige ihnen, wie solche Dinge von protestantischen Religionslehrern nur aus Unwissenheit oder Haß behauptet werden."

Bei solchen hervorragenden Eigenschaften für einen Volkslehrer und Erzieher ist es erstaunlich, daß die Regierung diesen berühmten Mann nicht schon längst zum Leiter sämmtlicher Volksschulen ernannt hat.



Weil die verblendete Polizei nicht erlaubt, daß der gute Alban die Unglücklichen schon auf dieser Erde dem Scheiterhaufen überliefert, so läßt er sie wenigstens in der Hölle braten.

„Insbesondere benutze solche Tage und Stunden, wo dein Ehegatte gerade gut und freundlich gestimmt ist."

Seite 33.

„Deßhalb soll der Katholik in solcher (gemischter) Ehe auch möglichst die Kinder abzuhalten suchen vom vielen Umgang mit protestantischen Kindern oder Verwandten."

Die armen Kinder; wie leicht könnten sie von der Seuche angesteckt werden. Hat der Seelenarzt Alban noch kein Gegengift entdeckt gegen protestantische Ansteckung?

Seite 34.

„Anderseits darfst Du es nie dulden, daß eines Deiner Kinder bei Protestanten untergebracht werde, sei es der Verwandtschaft oder Lehre oder eines sonstigen Grundes wegen."

Da bleibt wohl einem protestantischen Großvater, wenn er seine katholischen Enkel bei sich sehen will, nichts Anderes übrig, als für die Dauer des Besuches katholisch zu werden.

Und wie schrecklich, wenn solch ein Kind bei einem Schuster in die Lehre käme, der mit protestantischen Händen Stiefel anfertigt, es mit protestantischem Spannriemen züchtigt und wahrscheinlich auch für Protestanten arbeitet.

Diese weisen Lehren hat Herr Alban offenbar von dem bekannten tyroler Bischof, von dem man sich erzählt, er habe einen Katholiken in den Kirchenbann gethan, weil er Handschuhe getragen habe, die von dem Leder einer Ziege gefertigt waren, die ein protestantischer Hirte gehütet hat.

Zum Schlusse schlägt Herr Alban noch fünf Nägel in die Gewissen.

Den ersten Nagel schlägt er in die Gewissen der Altkatholiken, von denen er behauptet, sie seien gar keine Katholiken

mehr, sondern Neuprotestanten.

Mit dem zweiten Nagel vernagelt er noch einmal das Gewissen des protestantischen Theiles einer gemischten Ehe.

Der dritte Nagel ist ein Hauptnagel, mit dem Herr Stolz die Männer in einer gemischten Ehe vernagelt. „Denn," so sagt der weise Religionslehrer, „der Protestant kann nicht das Haupt der Katholikin, und der Katholik nicht das Haupt der Protestantin sein."

Das wird namentlich den Weibern gefallen, wenn in einer gemischten Ehe die Männer sich unter den Pantoffel ducken müssen.

Der vierte Nagel ist eigentlich kein Nagel, sondern nicht nur ein nagender Wurm, sondern ein Bündel von nagendem Gewürme im Gewissen, auch wenn sonst in einer gemischten Ehe „Alles glatt" abgeht.

Der fünfte und letzte Nagel ist ein musikalischer Nagel, da die gemischte Ehe mit einer Katzenmusik verglichen wird.

Und so hat nun Herr Alban die Seelen glücklich vernagelt.

Hoffentlich und glücklicher Weise giebt es noch viele unvernagelte Seelen, denen der heilige Nagelschmied mit seinen Nägeln nicht beikommen kann.

Ganz am Ende wird noch eine Geschichte erzählt von einer katholischen Wittwe, die, gegen den Willen und Rath des Herrn Alban, einen Protestanten geheirathet hat:

„Am Samstag gesund
„und von einem pro
„testantischen Predige
„geheirathet und an
„Samstag darauf —
„todt und begraben!"

Da habt Ihr's! Herr Alban setzt auf die gemischte Ehe die Todesstrafe, und die Hinrichtung läßt er durch Gott, das heißt durch seinen Gott, vollziehen. —

Wie schrecklich, wenn solch ein Kind mit protestantischem Spanniemen gezüchtigt würde!

In's Feuer mit dem „Verbotenen Giftbaume!"

Wir haben dem „Verbotenen Baume" des Herrn Alban Stolz einen längeren Aufsatz gewidmet, um dem Volke zu zeigen, welche Art von Männern es sind, die uns des Hasses gegen die katholische Religion bezichten. Wir verwahren uns feierlich gegen diese Verleumdung und wiederholen nochmals:

„Nicht die katholische Religion ist's, die wir mißachten, nein, wir achten jede religiöse Ueberzeugung, aber wir bekämpfen die verfolgungs- und bekehrungssüchtigen Schwärmer, welche die Reinheit ihrer eigenen Religion beschmutzen, und Haß und Zwietracht unter Andersgläubigen stiften. —

Viele unserer Leser werden durch die Früchte dieses „Verbotenen Baumes" mit Abscheu und Ekel erfüllt sein; leider aber werden viele unter dem Volke, die zu dem „berühmten Volksschriftsteller" wie zu einem halben Heiligen aufblicken, durch die Früchte dieses „Verbotenen Baumes" vergiftet sein, und die Wirkung des Giftes wird sein: Haß gegen Andersgläubige, Unfriede und Unglück in vielen Ehen, und verderbnisvolle Kindererziehung!

Wir sind die Kinder eines Gottes, wir sind die Söhne eines Vaterlandes, wir sind Brüder; wir haben Schulter an Schulter für unser Vaterland gekämpft und in seiner Vertheidigung gemeinsam unser Blut vergossen! — Katholiken und Protestanten! wollen wir uns durch die Wuthausbrüche eines hirnverbrannten Fanatikers zu Haß und Wuth gegen einander verhetzen lassen?

In's Feuer mit dem „Verbotenen Giftbaume!" Aber nicht auf einen Albanischen Scheiterhaufen, nein er soll im Sterben noch das einzig Gute stiften, dessen er fähig ist, und soll in des Hinkenden Küche das Feuer anzünden, um eine Tasse Kaffe zu kochen, bei welcher der Hinkende seinen 82. Kalender schreibt.

Herr Alban Stolz aber wird in Gnaden entlassen.

In Freiburg, wo er als Professor der Universität die Gewissen der jungen Leute für seinen Himmel zurechtstutzt, wird man ihn schmerzlich vermißt haben.

Den Hinkenden aber hat das Gerichtsverfahren über den edeln Alban Stolz so angegriffen, daß er die geneigten Leser bittet, ihm gestatten zu wollen, das Verfahren gegen die andern Insassen seines Gefängnisses, die gegen diesen Professor der Pastoral-Theologie wahre Engel sind, am Schlusse des Kalenders fortzusetzen.

Die geneigten Leser werden auch froh sein, an schmackhafteren Früchten sich zu erlaben, als der Alban'sche Giftbaum sie bietet. —

Zu fromm.

Eine Geschichte erzählt von L. Anzengruber.

In einer kleinen Ortschaft, mag sie Altfeldsdorf heißen, hatten sie einen neuen Pfarrer bekommen; da er erst drei Tage unter seinen Pfarrkindern weilte, so wußten diese über ihn nichts auszusagen, als daß er für sein Amt ein „schier verwunderlich" junger Herr sei. So jung hatten sie noch keinen gehabt. Etliche meinten, das wäre recht, ein Junger vermöcht' allzeit mehr vor sich zu bringen als ein Alter. Andere hingegen schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten ihrerseits, Jugend hätt' die Erfahrenheit aus zweiter Hand und brächt' sie d'rum abgestanden und theuerer auf den Markt.

Es war eben am Nachmittag des dritten Tages, Jung-Ehrwürden saß gerade behaglich im Lehnstuhl, blies aus seiner Jausenpfeife Wolken gegen die Stubendecke und sah mit anscheinend großem Interesse zu, wie sie allmählich zerstoben; da pochte es an der Thüre und herein trat der Herr Bürgermeister von Altfeldsdorf.

Altfeldsdorf war, wie gesagt, ein kleiner Ort und konnte sich den Luxus nicht gestatten, wie andere besser situirte Dörfer und Marktflecken einen reichen Kaufmann, einen Großgrundbesitzer oder gar einen Advokaten zum Bürgermeister zu wählen, von der Sorte führte es nichts, der Bürgermeister, den es hatte, war ein grundehrlicher Bauer, der ein paar Joch Weingärten und ein paar Loth Verstand mehr hatte als die Andern. Das erste ließ sich grundbücherlich nachweisen und für das zweite sprach seine öftere Wiedererwählung. Sollte etwa irgend ein Leser daran Anstoß nehmen, daß die Ueberlegenheit der Verstandeskräfte des Herrn Bürgermeisters nach altem Gewichte bewerthet erscheint, so steht es ihm ja frei, sie in das neue umzurechnen; zu wahrem Danke aber wären wir einem solchen verpflichtet, der sich auch gleich der Mühe unterzöge, alle gang und gäben Redensarten und Sprichwörter alten Gewichtes in das Dezimalsystem zu übertragen, so daß wir eine Art Rechnungsfaulenzer bekämen und nur nachzuschlagen brauchten, um zu wissen: Freunde in der Noth gehen — in der und der Anzahl auf so und so viel Dekagramm. So und so viel Dekagramm Glück seien mehr werth als so und so viel Kilogramm Verstand u. s. w. u. s. w.

Also der Herr Bürgermeister, ein langer, knochiger Mann, sah fast engbrüstig aus, machte an der Thüre seinen Kratzfuß und sagte: „Gut'n Abend, Hochwürden."

„Gut'n Abend, Herr Bürgermeister", sagte der Pfarrer, „Nehmen's sich doch einen Stuhl und setzen's sich. Sitz' gerad' da so komod."

„Oh, schön Dank, Hochwürden", sagte der Lange, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich dem Pfarrer gegenüber und dachte: „Jetzt kann's losgehen. Er will mich ausholen, damit er sich mit uns ausweiß und ich soll ihn ausholen, damit wir uns mit ihm auswissen. Fein gemach. Erst soll er Farbe bekennen." — Trotzdem er sich dergestalt auf den Vorsichtigen und Schlauen hinausspielte, überkam ihn doch eine Verlegenheit, die einen ehrlichen Mann bei solchen Anlässen stets befällt, weil er fühlt, daß all' seine Schlauheit und Vorsicht nicht lang vorhält, wenn der, den er ausholen soll, nur ein wenig geriebener ist. Aber nichts reden, das thut's für's Erste. Er hustete also ein paarmal, legte dabei die Hand betheuernd an seine Brust, gleichsam: da sitzt's. Dann begann er seinen Hut abwechselnd bald auf das rechte, bald auf das linke Knie zu stülpen. „Hm, hm", machte er, als nähm' es ihn Wunder, daß er nicht sitzen wollte.

Der Pfarrer lächelte. „Sie kommen wohl, Bürgermeister, um bei mir, so was man sagt, auf den Strauch zu schlagen?"

Der Angeredete beugte sich verlegen auf seinem Stuhle etwas vornüber und indem er es versuchte, diesmal beide Knie unter den einen Hut zu bringen, murmelte er: „Werd' mich's doch nicht unterfangen?"

„Ich nehm' es auch für kein Unterfangen auf, wenn meine Pfarrkinder nachfragen, woran sie mit mir sind. Und wie ich mich zu ihnen zu stellen gedenke, das können sie Alle wissen, das sag' ich offen und frei heraus."

„Schön, schön Hochwürden," sagte der Bürgermeister und sah dabei sehr erfreut und dankbar aus. „Da red't man sich doch gleich ein gut Stück leichter;" dann bewölkte sich aber seine spitze Stirne ein wenigs wieder, er warf einen besorgten Blick auf den jungen Priester und fragte etwas unsicher: „Wie halten's also damit, Hochwürden?"

„Vorab halt' ich darauf meiner Pflicht als rechtschaffener Seelsorger nachzukommen, Euch mit Trost

und Rath beizuspringen, daß mir keinen ein Leidwesen gar zu Boden drückt, oder ein Glücksfall ihn übermüthig macht."

„Ei, du mein, Hochwürden, 's letzt' Stück Arbeit dürft Sie da bei uns wenig beschweren."

„Ist aber auch 's schwerere, Bürgermeister. Trost im Unglück nimmt der Mensch unbeschaut, guten Rath in Uebermüthigkeit wend't er ein dutzendmal gegen 's Licht, ob er keine Lücke entdeckt, wo er ihm ausschlupfen kann."

„Wahr, wahr, Hochwürden. Dadrum is auch auf einer gottselendigen Pfarr' allemal ein leichteres Seelsorgen als auf einer mit lauter reichen Anwesnern."

„Nun, nun. Ich wollt, Ihr wäret lauter reiche Anwesner, die mehrere Müh' sollt mich nit reuen. Im Uebrigen bleibt Alles, wie ichs auf der Pfarr' angetroffen hab'; da bring' ich nichts auf und bring' nichts ab. Wie es bisher gehalten worden ist, soll's auch für weiter gelten, um keinen Bittgang, keine Andacht, keine Wallfahrt mehr, aber auch keine weniger. Seid Ihr fleißige Kirchengänger, ...

„'s geht an, Hochwürden, 's geht an. Sonntags einmal sieht wohl Jeder die Kirche von inwendig, aber unter der Woche, da hab'n halt nit Alle allmal Zeit."

„Es ist recht, die Woche über arbeiten und Sonntags ruh'n und Gott die Ehr' geben. Es heißt ja auch: Bete und arbeite! Ich bescheid' mich gern, unter der Woche meine Meß' für die zu lesen, die nur mehr beten können, für die alten Mütterln und Manner, die g'wohnt sind, nach'm Frühläuten in die Kirche zu zepperln."

„Hochwürden sein so ein grundg'scheidter und dabei wohlmeinender Herr, wie man's selten unter den Pfaff — unter den Pfarrern findt."

„Werden's nicht verlegen, Bürgermeister, weil Ihnen das herausgerutscht ist. Pfaff ist nichts weniger als ein Uebelname und wer der Ausdeutung nach als wahrhafter Pfaff gelten kann, mag es wohl zufrieden sein. Es giebt Worte, die so oft gebraucht werden, daß man nur ihre Anfangsbuchstaben hinsetzt und doch weiß Jeder, der zu lesen versteht, Bescheid. Auch Titulaturen hat man in ganz gleicher Weise abgekürzt. Auf Visitkarten von Militär-Personen stehen oft hintnach die beiden Buchstaben „a. D.", die sind nun freilich nicht, wie ein Eulenspiegel gemeint hat, zu lesen für „aus Dresden", sondern gelten für „außer Dienst". Auf den Karten von Rechtsgelehrten kommen manchmal die Buchstaben „J. u. D." vor, das heißt beileibe nicht „Jud" sondern juris utriusque Doctor, das ist: Doktor beider Rechte, und so mag man wohl, allerdings nicht auf Visitkarten, sondern lang vor der Zeit, eh' es Visitkarten gegeben, auf Grabsteinen der Priester die Buchstaben P. f. a. f. gefunden und sie später auch frischweg heruntergelesen haben, ihrer Zeit aber bezeichneten sie den, der darunter lag, als Pastor fidelis animarum fidelium, das heißt auf deutsch, als „getreuen Hirten getreuer Seelen." Ich denke, das ist just der beste Nachruf für unser Einen und so weit an mir liegt, will ich ihn verdienen. Für einen gewissenhaften Hirten ist es aber vor allen Dingen nothwendig, daß er die ihm anvertraute Herde genau kennt und dabei müssen Sie mir an die Hand gehen, Bürgermeister."

„O ja, o ja, Hochwürden, recht gern."

Jung-Ehrwürden neigte sich etwas vor gegen den Bürgermeister und fragte mit vertraulichem Lächeln: „Haben wir auch einige räudige darunter?"

„No, räudig möcht' ich just nix sagen, von wegen, weil kein' Gefahr is, daß sie die Andern anstecken; aber ein schwarzes Stückl haben wir wohl und ein gesprenkelts." [1])

„Das schwarze?"

„Selb' is 'm Hobinger sein Knecht, der Mathias; der glaubt auf gar nichts, durch harte Erlebnuß soll er so word'n sein, sonst ein braver, fleißiger Mensch und giebt kein Aergernis, er is nit vorlaut und wird nur streitig, wenn ein Anders anfangt, ihm davon zu reden, was er nit Red' haben will."

„Und das gesprenkelte?"

„O, das is gar bunt und narrisch zum Anschau'n, schier zum Lachen. Dös is der junge Kramer im Ort. Nach Vaters Tod is er aus der Fremd' z'ruckkommen, hat 'n Kaufladen übernommen und gleich ang'hob'n, wie jetzt in der Mod' is, mit sein' Unglauben großz'thun. „Kramer," hat der frühere Pfarrer gesagt, — der ein mehr bissiger als freundlicher Herr war, — „Kramer," sagt' er, „er kann herumschrei'n, wie er will, daß ein g'scheidter Mensch nix glaubt, deßtwegen glaubt doch Niemand von ihm, daß er g'scheidt is und wenns darauf ankäm', müßt' er der Frömmste im ganzen Ort sein." — Nit lang aber war er da, so macht unser Kramer Hochzeit, drei Monat d'rauf hat er sein' jungen G'hilfen weggeben und die ärgste Vogelscheuchen, die er hat auftreiben können, in's G'schäft g'nommen, neuzeit aber geht er gar mit seiner jungen Kramerin in die Kirch', denn, meint er, die Weiber müßten halt doch a Religion haben."

„Ei, du mein, Hochwürden, 's letzt' Stück Arbeit dürft Sie da bei uns wenig beschweren."

[1]) Gefleckt, scheckig.

Der Pfarrer lächelte.

„Gleichwohl," fuhr der Bürgermeister fort, „laßt er für sein Theil 's Freigeistern nit und is nur sein Weib auswärts, so kann man ihn so laut raisonniren hör'n, wie in sein' ledigen Tagen. Letztzeit hat er sich wieder in ein'm neuchem Hirng'spunst verfangen und will Jedem einreden, daß wohl a ganz a mögliche Sach' sein könnt', die Seelen wurden immer weiter von Stern zu Stern versetzt, hätten auf jedem gute Zeiten, so daß d'rüber die ganze Ewigkeit recht unterhaltsam verging'. Der Mathies, von dem ich früher g'red't hab' und der ihn nit aussteh'n kann, heißt ihn d'rum „den Sternhupfer."

„Finden sich denn Leute, die das anhören?"

„Ein ganzer Schwarm, Hochwürden. Denn währenddem er sich von Stern zu Stern im Weltraum verliert, schön langsam und vorsichtig, wie ein Bub von Stein zu Stein über'n Bach balanzirt, saufen die Sakkermenter Schnaps — er hat 'n besten weit und breit, — und findt er sich dann mit einmal wieder hinter sein' Ladentisch z'recht und kommt's zum Zahlen, dann weiß nie Keiner, wie viel er 'trunken hat und wird allmal nur die Halbscheidt ang'sagt; er braucht blos die Neige gegen 's Licht zu halten, so muß er merken, wie er ang'schmiert is, weil aber die Hallunken groß verwundrig thun und den Geist, was er in sein' Kopf führen thät', loben, so laßt er den aus der Flasche d'reingeh'n."

„Währenddem er sich von Stern zu Stern im Weltraum verliert, saufen die Sakkermenter Schnaps."

„Ei," sagte kopfschüttelnd der Pfarrer, „da fürcht' ich, er richtet mir mit seinem Branntwein mehr Schaden an, als mit seinem Gered'."

„So arg is 's nit, Hochwürden. Und b'sonders, seit dö Kramerin Spur davon hat, werd'n die klein Herzstärkungen immer selt'ner und wann's gar, wie ihr Trachten geht, die Flaschen unter ihr'n Verschluß kriegt, dann hat's mit seine nassen Predigten ein End' und trocken bringt er kein' Bauer auch nur auf'n nächsten Planetstern. Brauchen nit z'sorgen, Hochwürden. Sorg' machen uns nur die Neumayer'schen Eh'leut. Ja, dö machen uns Sorg', um so größere, weil nur a geistlicher Herr dö abstellen könnt' und weil just a heickliche Sach' is, daß mer ein' geistlicher Herrn d'rum angeht."

„Nun, was ist's denn mit den Leuten?"

„Z' fromm sein's!"

Ueberrascht lehnte der Pfarrer seine Pfeife in den Fensterwinkel. „Bürgermeister?"

„Ja, Hochwürden, machen's nur große Augen, aber, weiß Gott, ich kann's nicht anders sagen, als die sind zu fromm. Es ist eine lange Geschichte und ich hab' 'n hochwürdigen Herrn wohl heut' schon genug aufgehalten; vielleicht ein anderes Mal..."

„Nein, Herr Bürgermeister, nur gleich heraus damit, es interessirt mich und wir sind einmal dabei."

„Also, weil's verlaubt is, bin ich halt so frei und verzähl'. 's Neumayer'sche Anwesen müssen Hochwürdiger Herr, bemerkt haben; noch außer'm Ort, ziemlich abseit von der Straße, steht das Häuserl inmitten von dö dazug'hörigen Liegenschaften. Guter Grund, schöner Boden, aber verwahrlost; wo sonst a ganzer Buschen Halm' g'standen is, da fledern jetzt a paar Stammerln im Wind und hint' die Anhöh' h'neuf, da liegen gar a paar Acker brach und g'wissenlose Leut' hab'n dort Steiner, Auskehrricht und Schutt hing'leert. 's is a Jammer!

„Vor paar Jahren noch is das Gütel rechtschaffen betreut worden und hat seine Leut' auch ernährt. Mit Eins aber kommt so a Mission, wie's damal im Land herumzog'n sein, auch her nach unserm Ort. Vor der Kirch' steht heut' noch das große Kreuz, was zur Erinnerung da d'ran aufg'richt word'n is. Kommt also her, die Mission, und 's Erbauen, Beten und separirte Predigen extraich für Jungfrau'n, für Jung-g'sell'n, für Mannsleut' und für Weiber hebt an. Mir hab'n sich denkt, es schadt nix, wenn man bei denen gottlosen Zeiten den Leuten ein Bissel die Höll' heiß macht. Nun, 's hat auch Alle ganz g'hörig gepackt, — das muß mer den Herren Missionari lassen, da drauf verstehen sie sich — und selbe Zeit über und noch a paar Wochen hintennach is a Jedes voll Neumüthigkeit und gute Vorsätz' herumg'laufen und außer der Försters Dirn, — die in' Wald ausgrennt is, lauthals nach'm himmlischen Bräutigam g'rufen und alle Mannleut', die ihr fremd waren, attakirt hat, — hat auch Keines Schaden g'nommen; die, freilich, hat der Alte in's Irrenhaus schicken müssen.

„Nun, der eine Schaden wär' wohl durch'n Nutzen auf g'wog'n g'wes'n und d' erste Zeit damals hat 's 'n Anschein g'habt, als bleibet's auch bei dem ein'. Mit einmal aber merk'n mer an den Neumayer'schen Eheleut'n a Aenderung. Bishin hab'n uns dö allweil Spaß g'macht. War ein lustig' Volk, die reine Kesselflickerwaar', Tag's dreimal auseinander und dreimal wieder z'sammg'flickt! Es hat g'heißen, vor der Hochzeit hätt' er ihr Eins und 's Andere nachg'seh'n und

sie ihm Eins und Andere darnach. Aber Glück haben's g'habt, wo's auch g'krochen und g'schloffen sein, dös war als ob ein kurzg'schor'ner Pintscher durch d' Klettenstauden ging, es is ihnen nix anhängen 'blieb'n und a übles Beispiel hab'n's auch nit geb'n, dös thut nur Einer, der ganz in Gleichem mit den Andern steht und ungleiche Stuck angibt, wenn sich aber eigene Leute ganz eigen betragen, so bedenkt sich Jeder, daß 'r ihnen's nachthut, weil er wohl in Acht nimmt, was bei denen gut ausgeht, könnt' bei ihm übel ablaufen. 's ganz Jahr über waren die Neumayer'schen rührig bei der Arbeit, z'sammhalterisch in der Wirthschaft, im Fasching aber haben's all's Ersparte d'raufgeh'n lassen, und es in der Uebermüthigkeit den Jüngsten zuvorgethan. Nun, was sie verthan haben, das war ihr rechtlich erworben Eigen, kinderlos waren die zwei Leut' auch und so hat mer dazu lachen können, ohne daß Ein'm eine Mücke in's Maul fliegt.

„Daß ich also sag', damal, wie die Mission im Ort war is Alles zur Beicht 'gangen. Der uns're hiesige Pfarrer is den Herren Missionari zur Seit' g'standen, die hab'n selber von dö Dienstboten Manches über die Herrnleut' in Erfahrung g'bracht, oder umg'kehrt, von dö Herrenleut' über die Dienstboten, so daß sie von Manchem vorhinein mehr g'wußt haben, als er im Beichtstuhl angeb'n hat und ihn, zu sein'm Verwundern, zur vollen Wahrheit hab'n vermahnen können. Nun und so geht halt an ein' Weibertag die Neumayerin und 'n Mannertag d'rauf der Neumayer. Gut. Da zur selben Zeit Alle theils in einer Verzücktheit, theils in der Zerknirschung h'rumgrennt sein, hab'n wir's gar nit Acht g'habt, daß uns're zwei lustigen Dorfspatzen mit Eins kopfhängerisch worden sein. In einer von dö letzten Predigten ist den Leuten anempfohlen worden, ein'm recht verdienstlichen Gebet-Verein beizutreten. Ich kann mich nimmer entsinnen, wie der Verein geheißen hat, oder wofür und um was gebetet werden sollte, aber, Hochwürden, kennen ja die Art, Jeder, der einsteht, verpflichtet sich für sein Theil, die und die Gebete, Stücker so und so viel auf den Tag, zu beten und das weiß ich, für den Fall war's die schwere Meng' und vor'm Schlafengeh'n noch eine Litanei dazu. Nun mag wohl Einer, der Zeit dafür hat, die nit gott'swohlgefälliger anwenden können, aber Einer, dem Gott ein rechtschaffen' Stück Arbeit auferlegt hat, ist doch — mit Euer Hochwürden Vergunst — ein Lapp oder ein Spitzbub, wenn er, anstatt die Arm zu rühren, unserm Herrgotten 's Maul macht.

„Wie d'r wöll'![1]) Die Ersten, die beigetreten sein, waren die Neumayer'schen; — aber es sind ja ihrer mehr beig'treten und wir hab'n glaubt, die ganze Mission dö wurd' über uns weggehen wie 'n Wetterregen über's Feld, wo sich d' Halm' erst fein niederducken, in ein' klein Randerl d'rauf, allsammt wieder aufrichten und Alles is wie ehender z'vor, nur fruchtsamer! Ja, prost Mahlzeit! Wie's nachher zum Aufrichten kommt, bleib'n uns die Neumayer'schen lieg'n. Ja!

„Ein Gebet-Verein hat denen kein Genüg'n 'than, noch in ein' zweiten und dritten hab'n sie sich einschreiben lassen; zum Fasching waren's mit kein' Aug' z'seh'n. Dö Aussaat geht vorüber, dö Ernt' kommt nah und auf der Höhe haben's drei Felder brach liegen und 's Geld für d' Steuer müssen's beim Juden aufnehmen.

„Mir lachen noch d'rüber, denken, aus unserm Sack geht's nit und es wär' nur für das eine Mal g'west, denn wenn sie sich den Schaden genauer beschau'n, müßt' ihnen ja selber vor'm zweiten Mal grausen. Aber es kommt d' nächste Ernt', dö drei Felder lieg'n so brach wie's im vorig'n Jahr g'legen sein und auf der andern steht Alles so schütter, als hätten d' Mäus' Musterung g'halten. Es muß wieder Geld auf-g'nommen werd'n, dösmal is aber der Mauschel so schlau und laßt 's Dargeliehene grundbücherlich vormerken und so hab'n dö mit einmal 'n Juden auf'm Dach sitzen.

Also sag' ich: Gelobt sei Jesus Christus! — Müßt's warten, sagt sie. — In Ewigkeit, sagt er.

„Dös is uns doch nahgangen und die Leuteln hab'n uns erbarmt, denn g'wöhnlich dauert's nit lang, so kriecht so a Jud durch die Schindeln, is er nur erst auf'm Boden, dann kommt er auch über die Treppen und z'letzt in die Stub'n und wirft d' Leut' h'naus. No, d'rum hat's allgemein g'heißen, ich sollt' zu dö Neumayer'schen hingeh'n und sollt' ihnen a wengerl Vernunft einreden.

„Ich geh' also hin. Auf'm Hof war nix Lebendig's z'seh'n als der Kettenhund, der aber ledig herumg'rennt is, mich hat das Vieh kennt, hat mer d'rum nix anwollen, war aber so herunter, daß 's wohl um ein Stückl Brod 'm letzten Vagabunden zugangen wär'. Ich will a wenig näher zuschau'n, geh' nach der Stallthür und probir' d'ran; is dö von innen zu und ein Weibsbild thut ein Schrei und a Mannstimm bellt hinterher: „Sö sein in der Stub'n!" Ah mein, denk' ich, was 's auf dem Hof für a heimliche Viehzucht betreib'n, weil sie sich gar dazu einriegeln!

[1]) Sei dem, wie es wolle.

„Ich geh' also nach der Stub'n, thu' die Thür auf, da summt's und brummt's drein, sitzen dö zwei da mit Rosenkränz' in die Händ' und beten, was 's Zeug hält. Wer die Leut' von früher kennt hat, hat sich erst auf sie besinnen müssen. Die Neumayerin hat gern g'fallen, er hat auch auf sich was g'halten, nie hat Eins von dö ein unsaubern Faden auf'm Leib oder ein verwirrt' Haar auf'm Kopf g'litten. Jetzt sein ihr die Haar in Strähn' über's ungewaschene G'sicht g'hängt und was sie für Schlumpelwerk an ihr hat h'rumschlottern g'habt, weiß's nit; Weißzeug war's kein's. Nit braver war er zum Anschau'n, über die Haar hat er a Zipfelmützen 'zog'n und ein Leibel hat er ang'habt, d' Mützen war amal weiß, 's Leibel blau, jetzt is dös ein — — Farb' g'west.

Also sag ich: Gelobt sei Jesus Christus!

Müßt's warten, sagt sie.

In Ewigkeit, sagt er.

No, sag' ich, dös möcht' mer doch a wen'g z'lang dauern.

Amen, sagen's allzwei, wie's wieder mit ein' Gsetzel fertig war'n und: was wöll's denn, Bur'meister?

No nix weiter, — sag' ich, — reden will ich mit Euch, man sieht Euch ja niedascht [1]), so muß mer Euch in's Haus kommen. Was is 's denn, werd'n mer nächsten Fasching wieder lustig sein?

Die Bäuerin macht a z'widers Gsicht und er sagt: Ei mein, dö Dummheiten hab'n bei uns für alle Zeiten verthan!

Was nit gar, sag' ich, so alt seid's noch nit, um nix mehr mitz'machen und wann's meint's, daß mer dös, was ös jetzt angebt's für G'scheidtheiten halt', do seid's auf ein' irrigen Glauben. Schaut's doch nur selber, wo dös hinführt. Drei Felder liegen Euch brach.

Ja, dö liegen brach, sagt er.

Die andern steh'n nit b'sonders, sag' ich.

Schlecht g'nug, sagt er.

Und der Jud is auf's Haus ang'schrieb'n, sag' ich.

Ja, der is ang'schrieb'n, sagt er.

Leuteln, Leuteln, sag' ich, halbete Bettler seid's schon, wie weit habt's denn noch zu ganze?

Wie Gott's Will' is, sagt die Neumayerin, er hat uns die Prüfung auferlegt, er wird schon sorgen für uns.

Ja, sagt der Neumayer, kleid't er doch die Lilien auf dem Felde und nährt die Raben in den Lüften.

Hochwürden, da is mir der Geduldsfaden g'rissen. Des himmelsakkermentischen Tagdieb', schrei ich, war um g'wand't denn Gott die Lilien auf dem Feld, als weil sie sich von anderer Seit' kein G'wand schaffen können?! Warum nährt er denn die Raben in den Lüften, als weil's nidascht anders wohin zu Tisch geh'n können?! Dem Menschen aber hat er die Arbeit gegeb'n und auf die legt er seinen Segen. Wo legt er'n denn hin bei Euch, ös nixthuerische Faulpelz'? Da muß er'n freilich im Sack b'halten. Legt's ös lieber die — der Herrgott verzeih' mer d' Sünd' — die Rosenkränz' weg und nehmt's dafür d' Pflugschar, d' Sensen, n' Rechen in die Hand, tracht's überhaupt wieder 'n andern Menschen gleichz'schau'n, dös wird weit gott'swohlg'fälliger sein als Euere fromme Schmutzfinken-Wirthschaft da!

Nun hätten's die Bäuerin seh'n soll'n, Hochwürden, zwischen dö Haarsträhn' durch hat's mich mit ihre Augen angeblinzt, dagegen hat ein Drach' ein treuherziges Geschau, die Arm' hat's in die Seiten gestemmt und mit dö Füß hat's aufgestrampft, einmal mit dem ein' und 's andere Mal mit dem andern und wann's darnach aufg'legt war, gleich mit alle Zwei.

Ich duck mich nur schnell, daß ich ja nit im Weg steh'!

Du Lumpenkerl von ein'm Bur'meister, belfert's, hat sich 's Ort kein G'scheidter'n g'wußt als Dich? Bur'meister willst sein? 's Teufels-Av'kat bist! Fromme Leut' willst Du abreden von ihrer Andacht und Bußfertigkeit? Zur Weltlust und Eitelkeit willst Du's verlocken? Jetzt mach' fort' — jetzt schau' nur, —

Damit war'n mer auch schon in der Kuchel, sie allmal mit ein Sprüngerl vorwärts auf mich zu und ich mit ein'm hinter mich. Dort langt's nur gleich a eisernes G'schirr vom Sims. Oho, denk' ich, zielen gilt, aber werfen nit. Ihr aber war um 's Treffen. Jesses und Josef, schreit der Neumayer. Ich duck mich nur schnell, daß ich ja nit im Weg' steh', wann 's eiserne Häfen aus der Thür will und wie dös d'raus war, hab' ich aber schleunig g'schaut, daß ich wieder auf die Straßen treff'.

Freilich hab'n's mer zug'redt, ich sollt's noch amal versuchen. Einmal wär' kein Mal. Aber ich hab' g'sagt, von so was hätt' ich mit ein' Mal just vollauf g'nug und ich wollt nit, daß etwa der Neumayerin ihr eisern's G'schirr an mir Schaden nähm'. Aber mit'm Pfarrer wurd' ich reden. — Dös hab' ich auch gethan, doch der hat die Achsel g'schupft, g'meint, er könnt' sich da nit einmengen; wenn uns recht wär', so machet er dem Consistori die Anzeig' davon und vielleicht möcht' mer uns a andere Mission zuschicken, dö da dazuschau'n könnt', wie dös wieder aufgleich z'bringen wär'.

[1]) nirgends.

Darnach hab'n wir aber kein Verlangen g'habt, weil . . . No, mit Euer Hochwürden Vergunst, nach all' dem Vorherigen is es uns halt doch a bissel zu riskant vorkommen und so is 's mit dö Neumayer'schen beim Alten 'blieb'n, heißt, von uns aus, von sö aus, leider, nit. Dö sein von Jahr zu Jahr lässiger word'n und von Jahr zu Jahr verschuld'ter. Jetzt will aber der Jud nit länger warten, er droht schon, daß er's Anwesen untern Hammer bringt; wir können's Keiner kaufen, weiß der Himmel, wer d'rauf z'sitzen kommt! Mit'm guten Willen der Neumayer'schen schneidt 'm Müller sein' Schleusen und a eingleisig' Fahrstraßel der G'meind' den Grund, will's der Ersteher nit leiden, so sperrt er dem Müller 's Wasser und uns 'n Weg. Du lieber Gott, was gibt's dann für Quälereien, Kosten, Streitigkeiten, vielleicht gar Prozessen und obend'rein müssen mer dann dö zwei Unglücksmenschen, weil's fertige Bettelleut' sein, auch noch versorgen. Ob mer's von Zeit auf Zeit, Haus um Haus, Einer dem Andern als Einleger zuschieben oder anders für ihr'n Unterhalt aufkommen, is ein Teufel. Ja, 's is a schöne G'schicht, Hochwürden! Muß nur um Verzeihung bitten, daß ich mich so lang' dabei verweilt hab'." —

„Das war mir eben ganz lieb, Herr Bürgermeister", sagte der Pfarrer, indem er sich vom Stuhle erhob, „so weiß ich um so besser Bescheid. Sie fragen gar nit, was ich dazu mein'?"

„An den Bettelstab wären die Neumayer'schen gekommen und wenn nie kein Aron Wolf gewesen wär'."

„Ei, du lieber Gott," seufzte der Bürgermeister. „Ich möcht' mich wohl gern unterstehen, aber ich fürcht' nur, ich hör' etwa wieder was vom Consistori und —"

Jung-Ehrwürden runzelte leicht die Stirne. „Sorgen's nicht, ich weiß auf meinen eigenen Füßen zu stehen. Es läuft durchaus nicht meinem Gewissen zuwider, daß ich den Versuch mache, den armen Leuten zu helfen und so werde ich ihn machen."

„Vergelt's Gott, Hochwürden, für uns und für dö."

„Ob mir's aber auch glücken wird, das kann ich nit wissen und darum bleibt vorderhand Alles unter uns, Bürgermeister."

„'s bleibt, Hochwürden, können sich d'rauf verlassen."

„Vor Allem aber, sonst ist's blind geschossen, muß der Jud' bewogen werden, daß er noch eine Weile zuwartet. Wenn S' ihn zu Gesicht kriegen, Bürgermeister, bitten Sie ihn her zu mir."

„Schick' ihn schon."

„Schön; nun b'hüt Gott, Herr Bürgermeister."

„Küß' d' Hand, Hochwürden."

Als er das Pfarrhofthor hinter sich schloß, sagte der lange Bürgermeister still bei sich: „Das is halt doch ein Anderer als der frühere, der hat stundlang zug'hört und nachher is er Ein'm mit der Pfeifenpitz' über die Westenknöpf' g'fahr'n — trrr — Ja, da kann ich mich nit einmengen Fertig war'n mer — und jetzt geh', Hanns-Kaspar! Der Jetzige faßt doch zu und gleich beim richtigen End' faßt er an."

Er war voll Vertrauen, der Herr Bürgermeister, und es kam ihm hart genug an, daß vorderhand Alles — unter uns bleibt.

Ein paar Tage darauf stand in der nämlichen Pfarrstube vor dem geistlichen Herrn ein kleines Männlein in ziemlich schäbigem Kaftan und die zwei langen Locken, die es beidseitig an den Schläfen trug, waren fast weiß.

„Ein' unterthänigen Diener, Euer Gnaden! Weil mer der Herr Bürgermeister gesagt hat: Aron, Du sollst gehen zum Herrn Pfarrer, bin ich gekommen. Was werden Sie haben zu befehlen?"

Er sagte das anscheinend sehr unterwürfig, aber es war ihm anzumerken, daß er gerade nicht gewillt war, sich viel befehlen zu lassen.

„Schön, daß Sie gekommen sind," sagte der Pfarrer. „Setzen Sie sich, Herr Aron — Aron?"

„Wolf, zu dienen."

„Also, nehmen's Platz, Herr Wolf."

„Danke Gnaden, geistlicher Herr, werden denken, was for ä gefährlicher Nam', Wolf', g'rad' as Löw', was ach öfter vorkommt bei unsere Leut'. Ja, mer sein von de reißenden Jüden. Andere sein von de Vegetation, Rosenzweig und Veigelstock, — lauter Zierpflanzen — und wieder Ein' aus'm Mineralreich, Saphir, Rubinstein, Brilliant, — as Sö können merken, — lauter Edelsteiner! Doch was schwätz ich, — womit kann ich dienen?"

„Sie haben den Neumayer'schen Eheleuten Geld geliehen?"

„Ich hab' ihnen geliehen."

„Die haben aber nicht zurückgezahlt."

„Kein' Groschen vom Kapital. Und von de Zinsen hab' ich nix die Hälfte zu sehen gekriegt."

„So hat sich das die Jahre her aufgesummt und Sie haben sich's an das Gut schreiben lassen."

„Hab' es anschreiben lassen. Sicher ist sicher. Was wollt ich machen? Verschenk' ich mein Geld? Nein, ich verleih' es, also verlang ich's zurück nach die Zeit und mittlerweil' muß ich leben von de Zinsen.

Wie ich hab' gemacht das erste Geschäft mit dem Neumayer und er kommt zu lehnen Geld af a Jahr, weiß Gott, nur lebens- und sterbenshalber hab' ich mir geben lassen ä Geschrift, denn for's dreifache und vierfache is mer der Mann damals gut gewesen. Hätt' ich gewußt, was er sich hat geändert, hätt' ich gefunden zu sitzen die zwei Leut' taglang in die Händ' mit die Dingers —"

„Rosenkränze," half der Pfarrer ein.

„Mit de Rosenkränz', — aus meiner Tasche hätten se nix ein' Heller zu sehen gekriegt; gäb' ach kein' von meine Glaubensgenossen ä Pfennig, was alleweil sitzen möcht' mit'm Gebetriemen. Kommt über den Menschen ä grausam Elend oder ä graußmächtige Freud', dann ringt er die ledigen Händ' meinander und hebt se auf zum Himmel, was braucht er ä Werkzeug zwischen de Finger? Meint er, er könn' unsern Herrgott damit zu Leib gehen? 's Gebet ist kein' Maschinarbeit."

„Wir kommen ab."

„Entschuldigen S', 'Würden, geistlicher Herr! Alte Leute schwätzen gern."

„Es heißt, Sie wollen nun Ihre Forderung einklagen und das Neumayer'sche Gut unter den Hammer bringen?"

„Mein', was will ich groß? Mein Geld will ich, was d'rein steckt in dem Gut, kann es nur herausschlagen der Hammer, nu, so muß es unter den Hammer."

„Lassen Sie darüber mit sich reden, lieber Herr Wolf."

„Reden Se, geistlicher Herr. Warum soll ich nix reden lassen mit mir?"

„Sie kennen ja die Verhältnisse der Landleute hier in der Umgegend. Keiner kann Sie überbieten. Das Anwesen wird Ihnen zufallen, aber der Handel wird böses Blut machen. Es wird heißen, Sie hätten die Neumayerschen an den Bettelstab gebracht."

„Mein', wird es so heißen, muß ich se reden lassen, de Leut'. An den Bettelstab wären die Neumayer'schen gekommen und wenn nie kein Aron Wolf gewesen wär'! Möcht ich noch weiter ruhig zuwarten, mach' ich's denen nix besser und mir nur schlechter. Geb' ich kein Geld mehr — und ich geb' kein's, — werd ä Anderer sich finden, der gibt und wir sind dann zwei Gläubiger. Bringen mer se in Cumpanie an' Bettelstab."

„Liegt Ihnen denn was an dem Anwesen?"

„An dem Anwesen? Wahrhaftiger Gott, nix liegt mer d'ran. Mein Geld will ich heraus und ich weiß recht gut, was es mich werd' kosten for Müh' und Sorg' und Quälerei, bis ich bring' de R'alität an' Mann. Was werd' ich Alles schlagen müssen zu de Kosten? Wohl ach ä Posten, was mich entschädigt dafür, daß af mindest ä drei Vierteljahr sich jeder Bauer werd' ferchten, mit mir zu machen ä Geschäft. Schlimm, wenn se nix mehr von mir nehmen, aber ich muß noch haben ä Angst, daß ich von se krieg', worüber sich Keiner a Quittung verlangt."

„Nun, so arg wird's doch nit werden."

„Ei waih, geistlicher Herr, Se kennen de Leut' noch nix so genau, wie ich se kenn', de sein von de ärgste Rauftenfels da in der Gegend. Se schlagen zu auf Ein', was sich wehrt, so lang' der sich rührt und af Ein', was sich nix wehrt, so lang' se sich rühren können."

„Sie kennen alle die Unannehmlichkeiten und Gefahren, denen Sie sich aussetzen, wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen und bleiben darauf bestehen? Haben Sie denn etwas gegen die Neumayer'schen Leut'?"

„Halten Se mich for kein' Grausamkeit. Was soll ich haben gegen Die? Lassen Se mich offen reden, mer sein Alle Menschen, Gnaden, geistlicher Herr, werden sich nix davon ausschließen. Hätt' ich ein' Haß, wär' möglich, daß ich fall in Versuchung, zu ruiniren ein' Feind, es is das ein Vergnügen wie ä anderes und könn' sein, daß ich mer's möcht' was kosten lassen. Gegen de Leut aber bringt 's mer kein Vortheil und macht mer kein' Vergnügen. De Neumayers — soll'n se hundert Jahr leben und gesund sein, — von mir aus könnten se ach so lang af ihrem Anwesen sitzen. Ich hab' kein' Feindschaft gegen sie, aber ä Vorlieb for sie därf mer ach nit von mir verlangen, därf ach nix verlangen, daß ich soll warten ohne ä Aussicht."

„Wenn sie aber wieder zum Arbeiten anheben möchten?"

„Wenn se das möchten, wär' ja Keiner froher wie ich! Dann wart' ich zu, weil es hat Verstand, weil es hat mehr Verstand, als ich laß' exekutir'n. Und billig möcht' ich's ihnen ach machen."

„Nun also, da sind wir ja, wo wir sein wollen und sollen. Herr Wolf, ich werde Ihnen etwas sagen, aber im Vertrauen."

„'Würden, geistlicher Herr, reden von ein Geschäft zu ein' Geschäftsmann, ich werd' nichts weiter schwätzen."

„Ich will es versuchen, die Leute zu bewegen, daß sie sich wieder zur Arbeit anschicken. Ich weiß nun freilich nicht, ob es mir glückt oder fehlschlägt; aber bis das entschieden ist, möchte ich Sie bitten, mir zuzuwarten."

„Soll mich Gott strafen, 'Würden, geistlicher Herr, rein meschügge müßt' ich sein, wenn ich Ihnen möcht' machen durch soi ä schöne Rechnung ä Strich."

„Danke."

„Kein Ursach', das is von meiner Seite for de gütige Intervenirung in de Sach'. Gott geb', daß se nähm' ä solchen Ausgang, wie ihr zu geben wünscht der geistliche Herr."

„Wir wollen's hoffen. Gott befohlen, Herr Wolf."

„Ein unterthänigen Diener, Euer Gnaden."

Diesmal war der Pfarrer voll Vertrauen, wie vor ein paar Tagen der Herr Bürgermeister, nur hatte er es besser wie dieser, der Niemand mit hineinziehen durfte, weil es „unter uns" war. Der Pfarrer konnte es dem Bürgermeister sagen, daß sich der Aron zum Zuwarten verstehe und der Lange konnte sich während der Mittheilung, wie eine Pagode, vor lauter freundlichem Kopfnicken gar nicht beruhigen; dann sagte er zu sich mit großer Genugthuung: „Sag' ich's nit? der versteht's!"

„Ja, wem sagte er's denn auch?

Er drückte Beiden die Hände, mit welchen sie nach der seinen langten, um sie zu küssen.

Nur Geduld, es kann ja nicht ewig unter uns bleiben.

Wieder nach ein paar Tagen war es, da wurden die Neumayer'schen Eheleute, die zum Pfarrer beschieden waren, von diesem sehr freundlich empfangen, er drückte Beiden die Hände, mit welchen sie nach der seinen langten, um sie zu küssen.

„Setzt Euch, Leuteln, setzt Euch," sagte er. „Werdet müde sein.

„Halt ja, halt ja," sagten sie.

Es war so die Jahre her ihre Art geworden, daß sie sich erst müde saßen und dann wieder durch Sitzen erholten.

„Ich hab' das Beste über Eueren Gebeteifer gehört," — sagte der Pfarrer, — „und es freut mich so rechtschaffen Fromme in der Gemeinde zu finden."

„Ja, ja," sagten Beide. Bescheiden waren sie just nicht.

„No, weils Hochwürden, Herr Pfarrer, nur selber sagen!" Meinte die Neumayerin, „da bin ich froh. Förmlich übel hat Ein'm dös dumme Volk die Andächtigkeit g'nommen. Der Bürgermeister selber hat gar dagegen aufbegehren wollen; dem hab' ich's aber g'wiesen.

„Ich hör', Ihr hättet ihm ein eisernes Kochgeschirr' nachgeworfen."

Die Bäuerin wurde roth und der Bauer zog ihr ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Nun, nun," begütigte der Pfarrer.

„Auch der Gerechte fällt siebenmal des Tag's, nur muß er dabei seinen Nebenmenschen nicht zu hart mitnehmen wollen, eine hölzerne Schüssel hätt's damal auch gethan."

Nun erkundigte er sich eingehend nach all' den Gebet-Verpflichtungen, welche die beiden Leute auf sich genommen hatten und da sah er wohl, daß sie dachten, die Menge müsse es machen, daß dabei von wahrer Frömmigkeit keine Rede war, sondern Alles auf eine gewisse Maulfertigkeit ankam.

„Ist recht, ist rechtschaffen recht," sagte der Pfarrer, nachdem er von Allem unterrichtet war, was er wissen wollte. „Ich seh', das fördert schon, damit geht's vorwärts. Wären nur nit heuttags so gottlose Zeiten .."

„Ja, die wären, leider Gottes," sagten die Beiden.

„Dann gäb' das schon ein gutes Beispiel," fuhr der Pfarrer fort. „Aber so eifert Euch ja Keiner nach, die Leute reden sich aus, sie kämen darüber mit der Arbeit nit zurecht."

Die Neumayer'schen lächelten mitleidig.

„Aber wenn Ihr mir beistehen möchtet —"

Das wollten sie und gern auch noch.

„So könnt' ich's ihnen wohl anders weisen. Man kann ja auch unter der Arbeit beten."

„So? So? Ja, ja."

„Ihr arbeitet doch, Leuteln, will ich hoffen?"

Da sahen sich die beiden Frommen erst eine kleine Weil' fragweis an, dann sagte die Bäuerin: „Ei freilich. Wohl, wohl, das thun wir schon, so weit dadurch der Andacht kein Abbruch geschieht."

„Schön," sagte der Pfarrer, „so ist es recht. Der Andacht kein' Abbruch durch die Arbeit und der Arbeit kein' Abbruch durch die Andacht. Damit bin ich ganz einverstanden. Ihr habt zwar kein klein Theil Gebet auf Euch genommen und dazu schafft Euch Euer Anwesen ein gut Stückl Arbeit, das weiß ich, aber das paßt mir eben. Ihr müßt mir halt den Gefallen thun und müßt unterweilen der Arbeit beten oder unterweilen dem Gebet arbeiten, wie Ihr's damit halten wollt, dann könnt Ihr mir doch ganz genau Bescheid sagen, wie weit Einer mit Beiden zurecht kommt und für die Andern gibt's dann weiter keine Ausred'; ich kann den lässigen Rackern sagen, schaut nur die Neumayer'schen an, die beten doch ihr schön Theil tagüber, aber unter so und so viel Vaterunser und Ave-Maria ackern die ein Feld um, unter so und so viel mäh'ns a Wiesen, unter so und so viel steckens Ruben. Nit? Dagegen kann doch Keiner aufkommen?"

Die Neumayer'schen blickten von der Arbeit auf und grüßten.

Das meinten die Neumayer'schen wohl selber und der Pfarrer sagte, er würde es ihnen nie genug danken können, wenn sie ihm helfen möchten, in der Weis' die Unfrommen in die Ecke zu treiben, denn so wäre am Besten Hühner fangen, sie sollten nur von Stund ab beginnen, unter'm Beten zu arbeiten.

Darauf gingen die Beiden inmitten der Straße mit breiten Schritten, wie welsche Hahnen, durch das Dorf, denn sie sahen sich schon als leuchtende Beispiele.

Acht Tage später ging der Pfarrer über Feld, stand eine Weile bei den Neumayer'schen Gründen still und sah den beiden Frommen arbeiten zu. Plötzlich begann er den Kopf zu schütteln, zog die Achsel in die Höhe, wandte sich ab und ging schnell hinweg.

„Was er nur haben mag, der Pfarrer?" sagte die Bäuerin. „Müssen morgen doch gleich hinschau'n, was er hat."

So sahen sie denn hin, diesmal aber war der Empfang durchaus nicht aufmunternd. Als sie sich nähern wollten, winkte ihnen der geistliche Herr zu,

an Ort und Stelle zu bleiben, wo sie standen und als sie, dadurch ganz verblüfft, stotternd die Frage vorbrachten, was ihn gestern so in Eile vom Felde getrieben, da sprang er vom Sitz' in die Höhe, rannte die Stube auf und nieder und faßte sich zeitweilig mit beiden Händen nach dem Kopfe.

„Warum ich's nicht länger mit ansehen konnte?" rief er. „Weil's so nicht geht, weil das nicht fleckt! Das wär' mir ein Beispiel, daß Gott erbarm'! Was z' gut thun wollt ich mir auf Euch, groß wollt' ich mit Euch thun, ja, prost Mahlzeit, nit mit dem Finger darf ich nach Euch weisen! Merkt Ihr's denn nit, verblendte Leut'? Wie Ihr die Sach' anfaßt, jagt Ihr mir ja noch das Restel Frommheit von der Pfarr'!"

„Jesses, 's wird doch nit sein?" schrie die Bäuerin.

„Ja, wie denn doch auch nur?" stammelte der Bauer.

„Liebe Leuteln," sagte der Pfarrer um vieles ruhiger, „thut mir doch das nit an, bei dem schweren Stand, den ich ohnehin hab', daß Ihr, anstatt mich zu fördern, mich obendrein noch behindert. Heißt Ihr denn das, was Ihr auf dem Felde treibt, 'was wirken? Kann ich denn, — wie meine Absicht war, — sagen. Schaut die Neumayer'schen an, die beten mehr als Euer Einer und kommen doch mit aller Arbeit zurecht? Nit mucken darf ich, denn jeder gebetfaule Matz möcht' mir sagen: Die Neumayer'schen Felder stehen aber auch darnach, daß man merkt, denen Leuten geht's Gebet von der Hand und die Arbeit vom Maul! Und auf die Letzt macht mir gar noch der Niedergang Eurer Wirthschaft ganz Altfeldsdorf gebetscheu, d'rum thut mir den Gefallen und kehrt den Rechen um, laßt 's Arbeiten unter'm Beten sein und betet lieber unter'm Arbeiten, aber seht dazu, daß 'was vom Fleck geht."

„Bist ein g'weisten Weg so schön selbständig g'laufen, wie ein Roß im Göpel."

„Aber, Hochwürden," bemerkte kleinlaut die Bäuerin, „da kommen wir nit auf die vorgeschriebene Zahl."

„Da bleiben Gebete im Rückstand," sagte der Bauer.

„Was tagüber Rest bleibt, könnt Ihr ja vor'm Schlafengehen in ein'm Stück weg vornehmen," meinte der Pfarrer.

„Das schon, das schon," sagten die Neumayer'schen und sie möchten's wohl versuchen, denn sie möchten um Alles in der Welt nit, daß der geistliche Herr ihretwegen Sorg' oder Ung'legenheit hätt'. Damit gingen sie.

Eine Zeit darnach machte der Pfarrer wieder einen Gang über Feld und da er dabei — ganz zufällig — auf einen Steig gerieth, der die Neumayer'schen Aecker durchschnitt, so konnte er an selben unmöglich wie blind vorüber und mußte doch ein weniges zusehen, wie die Sache stand.

Die Neumayer'schen blickten von der Arbeit auf und grüßten.

Der Pfarrer dankte sehr freundlich. „Ah," sagte er, „ich hab's ja gewußt, Ihr seid meine Leute und auf Euch kann ich mich verlassen. Jetzt laß' ich mir's gefallen, wenn das Alles da in Halm und Kraut geschossen sein wird, dann sticht doch der reine Gottessegen den Spottvögeln in die Augen und ich kann Jedem über's Maul fahren und sagen: Schaut die Neumayer, die haben kein Halmerl weniger wie Ihr auf den Gründen, aber wie viel Gebete mehr im Himmel!"

„Ach Gott, Hochwürden, Herr Pfarrer," seufzte die Neumayerin.

„Ja," sagte der Neumayer, „mein Weib ängstigt sich eh' schon in ihr'm Gewissen. Freilich, freilich, das Arbeiten thät's jetzt schon, dö Felder stehen schön, so schön, daß mir die Brachen dort auf der Anhöh völlig leid thut; heuer richt' ich nix mehr, aber's nächste Jahr soll' mer der Pflug d'rüber. Ja, ja, nit wahr, hochwürdiger Herr, selb wär' Alles schon recht? Aber, aber, 's andere End' kommt nach, hat der Dieb g'sagt, wie ihn der Schandarm am Strickl g'führt hat. Dö erste Zeit da hab'n wir rechtschaffenerweis nachthi..ein das Tagrestel von den Gebeten nachg'holt, dann aber sein wir vor Müdigkeit allmal d'runter eing'schlafen und auf die Letzt hab' ich in der Freud' d'rüber, daß mer so Alles recht von der Hand geht, auch unter Tag's auf's Beten vergessen. Jetzt hat sich das aufg'summt, mir d'erbeten's unser Lebtag nit und wenn mer hundert Jahr alt werden!"

Der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf wie Einer, dem ganz unvorgesehen was über die Quere kommt. „Ei, schau', schau', da wären wir ja mit einmal in einer Sackgasse, daß ich nit daran gedacht hab'! Ja liebe Leuteln, zurückgehen können wir nimmer, das wär ein Jammer und ein Schade, ein Jammer und ein Schade für die lieben Felder und für das gute Beispiel, mit dem Ihr eben angehoben habt und obend'rein brächt' Euch die Umkehr keinen Nutzen, denn wenn Ihr gleich an der Stell' die Werkzeuge aus der Hand legtet und alle Eure Felder verbrachen ließet, was möcht's helfen? Mit dem, wozu Euch jeder Tag verpflicht't und dem Gebetrückstand dazu, kämt Ihr doch nimmermehr aufgleich. Zwar mir möcht' das nichts verschlagen, denn wenn Ihr — ganz ohne Verpflichtung — nur so recht fleißig beten möchtet, so gäbet Ihr schon das gute Beispiel, an dem mir liegt. Ich hätt' Euch halt auch gleich sagen sollen, ein Gebetverein ist eben ein Verein wie ein anderer und eingetreten ist nicht angeheirathet und kann Jeder wieder austreten, wenn er es für dienlich erachtet. Ihr hättet Euch dann darnach richten können. aber wie die Sache jetzt steht, seh' ich wohl ein, mit dem Gewissen muß es vorerst in's Reine und da denk' ich, so oft halt so ein Fall eintritt, Ihr laßt eine heilige Meß lesen, ein'stheils als Danksagung für den Segen, den Gott Eurer Wirthschaft schenkt und andern-theils in der guten Meinung, dadurch Eurer Andacht gerecht zu werden. Nun, ich hoff', das kommt doch dafür auf!"

Ah wohl, eine heilige Meß käm' schon dafür auf, das thäten sie selbst meinen, die Neumayerischen.

„Nun seht, dann kommt nur fleißig, die Kirche will ja auch ihr Theil. B'hüt' Gott, Leuteln!"

„Wir küssen d' Hand, Hochwürden."

Und als ihnen der Pfarrer ein gut Stück aus den Augen war, da sagte der Bauer zur Bäuerin: „Du, Mutter, der Hochwürdige, das is aber a Feiner!"

BLB Karlsruhe

„Na ob," sagte die Bäuerin.

„Schön hat er uns d'rankriegt, das muß wahr sein; jetzt können wir frei nit anders, als wie er meint."

„Ja," sagte die Neumayerin, „es schaut völlig so aus. Aber mir bleib'n halt doch 's auserlesene Beispiel für's Ort, das hat er g'sagt."

„Freilich, das hat er g'sagt, er hat aber auch g'sagt, mir sollten nur fleißig kommen, daß d' Kirch' ihr Theil kriegt."

„No, selb' müßt' mer ihr halt auch geb'n, Vater."

„Aber es is ja nit alleinig von dasmal die Red' und wie ein öfter kann sich's schicken, daß wir mit die Gebete im Rückstand bleiben? Wenn mer dann jedmal rennen sollten und 'ne Meß lesen lassen, das reißt in's Geld, Mutter."

„Ei mein, freilich reißt dös in's Geld. Dös muß ich schon sag'n, — seiner heiligen Weih' unbeschad't, — er kommt mir frei völlig wie ein Hallodri vor."

Der Neumayer kniff die Augen zusammen und zog die Mundwinkel ein klein wenig empor. „Hast auch recht aufg'merkt bei seine Reden?"

„Ah wohl, ja, ja."

„Dann gieb Acht, wie mer'n fangen! Hat er nit g'sagt, a Gebetverein wär' a Verein wie ein anderer, angeheirath't wär' mer nit und es könnt' Jeder austreten, wann's ihm taugt?"

„Das hat er g'sagt."

„Na, so treten wir halt aus."

„Aber, Vater" —

„Mach' kein Wesen! Was hat er denn selber g'sagt? Deßtwegen bleiben mer doch 's leuchtende Beispiel für's Ort."

„Ah wohl, das thät'n mer wohl bleiben."

„Na also! Wir treten aus. Da richten mir's billiger. Ganz umsonst hab'n mer's. 'n Gebetruckstand theil'n mer uns ein, nehmen 'n schön langsam vor, werd'n ihn schon zwingen. Brauchen kein' Meß' lesen z'lassen. Hehehe! So sieht er kein Kreuzer von uns und wir sein die Schlauern!"

Die beiden Leutchen schlugen vor Vergnügen in die Hände.

Von da an sah man die Neumayer'schen wieder wie in ihren besten Zeiten wirthschaften und von einer Feilbietung ihres Anwesens wurde es gar bald ganz stille. Die Altfeldsdorfer freuten sich über diese erwünschte Wendung der Dinge, sich darüber zu verwundern, ließ ihnen der Bürgermeister keine Zeit, denn jetzt war die seine gekommen, wo er es laut werden lassen konnte: „'s Ganze ist 's Pfarrers sein Verdienst. Die Weil' her hat's unter uns bleiben müssen, aber, jetzt, wo Alles wohl gerathen ist, darf ich schon sagen, was ich gleich von Anfang an gesagt hab': Der faßt 'ne Sach' beim richtigen End' an, der versteht's, Leuteln, der versteht's!"

Fragte man ihn aber, wie es denn eigentlich der Pfarrer angefaßt habe, so zog er bedeutsam die Augenbrauen in die Höhe, als wüßte er's wohl, aber das wär' der Punkt, der noch immer „unter uns" zu bleiben hätt'. Da war es nun freilich, als thäte man ihm gebranntes Herzeleid an, wie eines Tages der Neumayer selbst mit der Geschichte herausrückte, wie es der Pfarrer angefaßt hätte, Alles haarklein erzählte und sich als den Schlauern rühmte.

Der lange Bürgermeister blickte rathlos um sich, nicht ein Stück der Herde nahm sich des Hirten an, nein, Alle blöckten ganz respektwidrig auf Kosten desselben. Da kam unverhoffte Hilfe, das ganz schwarze Stück, dem Hobinger sein Knecht, der Mathies, erhob sich, er klopfte dem Neumayer auf die Schulter und sagte: „Laß Dir sagen, Du warst just so schlau, wie Dich der Pfaff hat haben wollen und bist ein g'weisten Weg so schön selbstständig g'laufen, wie ein Roß im Göpel. D'rum sei fein bescheiden und dös nimm noch zum Vermerk und laß' Dir 's a Lichtstürze über's leuchtende Beispiel sein: es mag Einer sein, wie er will, nur darf er's nit übertreiben, ehrlich soll er sein und meint'wegen auch fromm mag er sein, aber zu ehrlich und zu fromm macht andern Leuten Ung'legenheit."

Der Schmuhl Fitzig

oder

Keine Zwischenhändler mehr!

Recht geschieht ihnen, und fort mit ihnen nach ihrem Jerusalem, dort mögen sie sich selber beschummeln und betrügen!" Also eiferte am runden Tische im Rothen Löwen der Bäckermeister und Gemeinderath Müller und stieß seine Gabel in die gebratene Leberwurst, welche die Frau Löwenwirthin ihm zum Nachtessen vorgestellt, mit einem Grimme, als hätte er einen Juden aufgespießt.

Der Schneider Fritz lachte: „Man merkt Euch an, Bäcker, daß Ihr schon mehr mit ihnen zu thun gehabt, als Euch lieb und gut war. Habt Ihr schon Haare lassen müssen, He?!"

„Haare? Haare und ein Stück Haut dazu."

„Werdet selber Schuld sein," warf der Lehrer Heinrich dazwischen, „wenn Euch Haut und Haare nicht fester angewachsen sind. Das aber muß ich sagen, eine Schande ist es, was sie jetzt in Berlin aufführen, und die Hep-Hep-Schreier und Judenhetzer mögen mir saubere Christen sein!"

„Was, keine saubere Christen?" schrie der Kirchengemeinderath Neponuk. „Ist ein Hofprediger etwa kein sauberer Christ, He?!"

„Und was das Selberschuldsein betrifft, Herr Lehrer,"

bemerkte Herr Müller spitzig, „so versteht Ihr nichts davon. Ihr habt freilich keine Zwischenhändler nöthig, um Euere paar Kartoffeln einzukaufen, ich aber brauche sie für meine Frucht- und Mehleinkäufe, und nun gar der Pferdehandel!"

„Freilich, und jaget den Juden den Profit in die Tasche. Selber essen macht fett, Herr Müller, wozu brauchet Ihr, ein gescheidter, erfahrener Mann, die Juden?"

Der Bäcker schaute den Lehrer mit großen Augen an, als habe dieser eine ganz ungeheuerliche Behauptung aufgestellt.

Der Herr Lehrer aber fuhr fort:

„Wenn es Euch Spaß macht, Ihr Männer, so will ich Euch eine lustige Geschichte erzählen von so einem Zwischenhändler, einem Juden, vielleicht lernt Ihr etwas dabei."

„Meinethalben erzählet, Lehrer, und wenn Ihr mich bekehret, so soll mir's auf eine Flasche Markgräfler oder zwei nicht ankommen. Ihr Alle seid eingeladen!"

Die Tischgesellschaft ließ ein einstimmiges Bravo erschallen. „Ja, ja, der Herr Bäckermeister und Gemeinderath Müller läßt sich nicht lumpen. Machet's nur recht saftig, Herr Lehrer, denn dem Löwenwirth sein Markgräfler ist ein feines, christliches Tröpflein, obgleich er auch nicht getauft ist."

Und der Herr Lehrer erzählt:

„Ihr Alle kennt doch den reichen Metzgermeister Wolf in der Residenz?"

„Freilich, wer kennt den nicht und seine Leberwürste; Herr Müller hat sich soeben einige schmecken lassen."

„Und seine Schinken sind die besten im Lande."

„Ist es derselbe, der in der engen Lämmle-Gasse in der Altstadt wohnt? Ein großes, altes Haus?" fragte der Schneider Fritz, der auf dem Gebiete der Würste und Schinken nicht recht heimisch zu sein schien.

„Derselbe," fuhr der Lehrer fort, „bitte mich aber nun nicht weiter zu unterbrechen. Das alte Haus steht freilich in der engen Lämmle-Gasse, wer aber etwas Gutes und das Gute billig haben will — (bei dem Worte billig machte der Schneider einen Knopf an's Nastuch), der findet den Weg in das alte Haus, und ein ganzes Geschlecht von Wölfen hat in der Wolfshöhle gehaust — so nennt der Volkswitz das alte Haus — der Vater des jetzigen Besitzers, sein Großvater, Ur- und Urur-Großvater; und eine unzählbare Menge von Schweinen, Ochsen und Kälbern haben in der Wolfshöhle ihr Leben lassen müssen, um dann in der veredelten Gestalt von Würsten und Schinken und anderen guten Sachen in die Welt hinaus zu wandern, um Herz und Magen der Residenz und der ganzen Umgegend zu erfreuen. Und als dankbare Gegenleistung sind im Laufe der Jahre tausende und tausende Gulden in die Wolfshöhle geflossen und haben die Wölfe zu reichen und angesehenen Leuten gemacht. Der jetzige Wolf, — Heinrich Wolf — fühlte sich auch ganz glücklich und behaglich in dem Hause seiner Väter, und ihm war die Lämmle-Gasse nicht zu enge und die Wolfshöhle nicht zu alt bis — ja bis ihm der Teufel ein Ei in die Wirthschaft legte. Der Teufel aber war einer der schlimmsten seiner Sorte, der Hochmuths- und Eitelkeitsteufel, und das Ei, welches dieser in die Wirthschaft gelegt, war ein großes Ei mit drei Dottern: drei Frauenzimmer, die Frau Wolf, nebst zwei Fräulein Wolf. Die Frau, erst vierzig und gut „konservirt," und die Fräulein, 16 und 18 Jahre alt, bildhübsch, und zwar ohne weitere Schönheitsmittel als die Würste und Schinken, die bekanntlich auf die Schönheit von Metzgersdamen die günstigste Wirkung äußern.

Die drei Damen waren längst einig, daß die Lämmle-Gasse und die düstere Wolfshöhle keine passende Fassung seien für drei Perlen von so solidem Werthe, berufen in der Welt zu glänzen und nicht im Verborgenen zu verkümmern. Und als nun Herr Wolf durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Stadtrath gewählt und Frau Wolf auf dem letzten Balle von allen Seiten als Frau „Räthin" begrüßt wurde, und als nun gar auf diesem gesegneten Ballfeste zwei hochadelige und tiefverschuldete Lieutenants, in der löblichen Absicht, den stark verblichenen Glanz ihres ritterlichen Wappens mit bürgerlichem Golde wieder aufzufrischen, den „gnädigen Fräuleins" die Kur machten, und seitdem von einer unbezähmbaren Leidenschaft nach Schweinerippchen und Leberwürsten erfaßt wurden und deßhalb jeden Vormittag in dem Fleischerladen erschienen, und während sie aus den Händen von Rosa und Bella diese berühmten Delikatessen der Wolfshöhle entgegennahmen, diesen Gegenständen ihrer „ersten und einzigen Liebe," ihre heißen Gefühle in beredten Worten schilderten, — seit diesen großen Ereignissen war es bei den drei Damen beschlossene Sache, ihre längst gehegten Wünsche nach einer ihren Ansprüchen angemessenen Wohnungsveränderung in's Werk zu setzen. Denn daß die Eltern einer gnädigen Frau Rosa von Schnackewitz und einer gnädigen Frau Bella von Schnitzelwitz nicht mehr in der Lämmlestraße wohnen könnten, und daß Herr Wolf das unadelige Metzgergeschäft aufgeben und Rentier werden mußte, war bei Frau Wolf eine unumstößliche Ueberzeugung. Herr Wolf hatte früheren Ansinnen seiner Frau, sich in einer Hauptstraße der Neustadt ein „fashonables" Haus zu kaufen, mehrmals mannhaft widerstanden, aber dem vereinten Angriffe der drei verbündeten weiblichen Mächte mit ihren Hilfstruppen: Thränen, Schmollen, versalzene Suppen und angebrannten Braten auf die Dauer zu widerstehen, waren seine Kräfte zu schwach, und nach einem Kampfe von 14 Tagen streckte er das Gewehr und übergab sich auf Gnade und Ungnade. Und die Gelegenheit zu einem Hauskauf ergab sich bald.

„O Sie!" flüsterte die reizende Bella und erröthete vor Vergnügen.

Der reiche Lenz, sein Kollege in der Metzgerei, der sich auf Drängen seiner Frau und seiner Töchter zur Ruhe setzen wollte, schrieb sein schönes, neuerbautes Haus in einer der schönsten und belebtesten Straßen der Residenz, nebst allen Einrichtungen zu einem großartigen Metzgereibetriebe, zum Verkaufe aus. Herr

Wolf, um des lieben Hausfriedens willen, griff zu, und der Verkauf hatte noch nicht Zeit zum zweitenmale in dem Tagblättchen zu erscheinen, so war er auch schon abgeschlossen und Herr Wolf glücklicher Besitzer eines der schönsten Häuser auf dem Luisenplatze, mit Balkon und Erker.

Als Herr Wolf die Kaufurkunde nach Hause brachte, war großer Siegesjubel unter den Damen, die Frau Räthin fiel ihrem Manne um den Hals und Rosa und Bella bemächtigten sich jede einer seiner großen rothen Hände und bedeckten sie mit Küssen. „Na, na, laßt gut sein," sagte der Meister, dem es bei den ungewohnten Liebkosungen etwas unheimlich wurde, „Ihr habt nun Euern Willen, mögen wir es nie bereuen." Seine Befürchtung, daß hinter den Liebesergüssen seiner Gattin und seiner Kinder doch ein kleiner Feind im Hinterhalt laure, war auch nicht ganz ohne, und seufzend mußte er noch einen tiefen Griff in die Kasse machen zur Vervollständigung der „Garderobe" seiner Damen, „for um auf den Balkan zu sitzen, wenn die Wachparade vorbeizieht," wie die Frau Räthin meinte, „der Erker ist dann for Dich, lieber Mann."

„Ja wohl," brummte dieser, „Aerger werde ich genug haben von der Geschichte."

Als die Herren Lieutenants am andern Vormittage, bei der „Wurstparade," wie sie ihr Stelldichein in der Wolfshöhle scherzweise nannten, aus dem Munde der freudestrahlenden Schwestern die Neuigkeit von dem Hauskaufe erfuhren, waren sie nicht weniger entzückt. „Ein scharmanter Gedanke, reizende Bella," rief Herr von Schnitzelwitz und beugte sich über den Ladentisch, um der reizenden Bella die Hand zu küssen: „Himmlische Idee, meine Göttin auf den Balkon hingegossen, während ich Glücklicher, im Vorbeimarsch an der Spitze meiner braven Truppen grüßend meinen tapfern Degen senke."

Das Gerücht war bald in die Wolfshöhle gedrungen und hatte die schönen Augen von Rosa und Bella gerötthet.

„O Sie," flüsterte die reizende Bella und erröthete vor Vergnügen. Herr von Schnackewitz hatte seine inzwischen in Rosapapier eingewickelte Leberwurst aus den Händen seiner Angebeteten entgegengenommen — Rosapapier, auf diese zarte Weise glaubte die sinnige Rosa, ohne ihrem Mädchenstolze etwas zu vergeben, andeuten zu dürfen, daß die Gefühle des Herrn von Schnackewitz nicht unerwiedert geblieben seien.

„O, mein gnädiges Fräulein," sagte dieser und drückte die Leberwurst an seine wattirte Brust, „wie glücklich macht mich der Gedanke, meine holde Rosa nicht mehr in — in dieser Lämmlegasse verkümmern, sondern unter den schönsten Blumen des Luisenplatzes als die schönste blühen zu sehen."

„Ach," seufzte die glückliche Rosa und erröthete nun auch ihrerseits.

„Aber, meine holde Bella," sagte Herr von Schnitzelwitz und machte den schwachen Versuch an die ersten Anfänge eines Schnurrbärtchens „imaginäre" Spitzen zu drehen, „Ihr geehrter Herr Vater, der Stadtrath, wird doch nicht, . . . nein, nein, das ist ja nicht möglich."

„Natürlich ist so etwas nicht möglich," bestätigte Herr von Schnitzelwitz, „mit dem Umzuge in das Palais am Luisenplatze hört das selbstverständlich auf."

„Ha, ha! Auf Ehre, das wäre ja abominabel!"

„Stadtrath und Vater von solch' holden Töchtern!"

„Hier ist Rentier das einzig Richtige."

„Die gnädige Frau Mama hat es uns auch bereits auf dem letzten Balle versichert."

„Aber, meine Herren, ich verstehe nicht," bemerkte schüchtern Fräulein Rosa.

„Wir meinen nämlich . . . Ha, ha, ha! es will mir nicht über die Lippen."

„Mein Herr Kamerad meint, ob der Herr Stadtrath Wolf Besitzer eines Palais am Luisenplatze" . . .

„Auch fernerhin noch Kälber und . . . . Schweine me . . . metzg . . . . tödten wird?"

„Leider, leider," erwiederte Rosa seufzend, „Pape ist nicht davon abzubringen. Aber Mama hat gesagt, Papa muß wenigstens „Hoflieferant" werden."

„Mit einem großen, goldenen Wappen," setzte Bella ergänzend hinzu.

„Und einem glänzenden Schilde: „Wurstfabrikant" in Gold. „Wurstfabrikant in Gold? Gottvoll!" rief Herr von Schnitzelwitz und steckte seine Leberwurst in die Tasche. „Was sagen Sie dazu, Herr Kamerad?"

„Magnifique, auf Ehre," erwiederte Herr von Schnackewitz und suchte das Schweinerippchen, welches, Bella's Liebe entsprechend, außerordentlich groß verabreicht worden, in der engen Rocktasche unterzubringen.

„Herr Kamerad, trommelts nicht auf die Parade?"

„O nein," beruhigte die liebliche Rosa, „es ist Papa, er kommt soeben vom Lande mit dem Schweinewagen."

„Schweinewagen? Nein, nein, es trommelt; es ruft die Pflicht. Meine Damen, wir haben die Ehre."

Auf der Straße sagte der Herr von Schnackewitz: „Da wären wir bald böse reingefallen."

„Die arme Rosa, sie liebt mich so sehr."

„Mußten wir doch glauben, der Alte würde als Stadtrath das Handwerk aufgeben und Rentier werden. Die Alte hat's ja selbst gesagt."

„Hoflieferant mit einem Wappen, das ginge am Ende noch, aber Wurstfabrikant!" —

„Und „Schweinemetzger", mit einem Schweinefuhrwerk als Equipage!"

„Unmöglich!"

„Arme Rosa!"

„Arme Bella!"

Herr Wolf, seit er die Kaufurkunde unterzeichnet, hatte keine freudige Stunde mehr. In seinem alten aber behäbigen Hause, in dem seit 150 Jahren seine Ahnen gehaust und glücklich waren, in dem er eine glückliche Kindheit verlebt, in welchem seine braven Eltern gestorben, — Alles, Alles in dem ehrwürdigen Hause schien ihm bittere Vorwürfe zu machen.

Und trat er, um sich dieser unangenehmen Eindrücke zu erwehren, hinaus auf die Straße, da schienen die Nachbarshäuser, lauter Altersgenossen seines eigenen Hauses, in denen er von Nachbarn und Freunden so viele Freundschaft und Liebe genossen, — auch diese Nachbarshäuser schienen ihn trotzig und unwillig anzublicken, und selbst die Nachbarn und Freunde, so

schien es ihm wenigstens, grüßten nicht mehr so herzlich wie sonst, und die Nachbarweiber kamen nicht mehr persönlich in den Laden, um ihre Einkäufe zu machen und ein Viertelstündchen mit Frau Wolf oder ihren Töchtern zu verplaudern, sondern schickten ihre Dienstmädchen.

Auch aus seiner Familie schien der Friede geflohen zu sein. Die Herren von Schnackewitz und Schnitzelwitz ließen sich in der Lämmlestraße nicht mehr sehen, sie hatten scheint's mit den Leberwürsten und Schweinerippchen der Wolfshöhle die hochgeborenen Mägen verdorben und nunmehr bei Lenz, dem reichen Fleischer auf dem Luisenplatze, der demnächst Rentier werden sollte, eine Doppel-Kur begonnen, eine Kur für den Magen mit dessen delikaten Hasen- und Gänseleber-Pasteten, und eine Kur für's Herz mit dessen reizenden Töchtern.

Das Gerücht von diesem neuen Jagd- und Feldzug der beiden jungen Degen war bald in die Wolfshöhle gedrungen, und hatte die schönen Augen von Rosa und Bella geröthet und ihre frischen Wangen gebleicht, und Frau Wolf, wüthend durch ihre vereitelte Hoffnung, hochadelige Schwiegermama zu werden, rumorte mit schiefaufgesetzter Haube höchst ungemüthlich im Hause herum, ließ ihre üble Laune an ihrem Manne aus, der keine Ahnung hatte von der Ursache der unbegreiflichen Verstimmung in seiner Familie. In ihrem Aerger vergaß sie sich sogar soweit, ihrem verblüfften Gemahle Vorwürfe zu machen, daß er sich mit diesem Lenz, diesem Hansnarren, der mit seinen dummen Schneegänsen von Töchtern so obenhinaus wolle, mit dem Hauskauf eingelassen und sich bei der ganzen Nachbarschaft lächerlich gemacht habe, — sie habe immer von dem dummen Projekte abgerathen und das sei ihr einziger Trost.

„Meine Weiber waren eben Narren und ich dazu" brauste der Meister auf.

Der arme Herr Wolf griff sich nach dem Kopfe und war im Zweifel, ob er oder seine Frau verrückt geworden. Diese unerquicklichen Zustände in seinem Hause waren nicht geeignet ihm seinen Hauskauf in rosigem Lichte erscheinen zu lassen, und je näher der Zeitpunkt rückte, wo er von seinem neuen Palais Besitz ergreifen sollte, desto schwerer wurde ihm der Gang.

An einem schönen Sommernachmittage, — in 8 Tagen sollte der Umzug nach dem Luisenplatze stattfinden, — stand Herr Wolf in tiefen Gedanken vor seiner Ladenthür. Die Sonne schien es heute darauf abgesehen zu haben, dem Meister den Abschied von der Lämmlegasse noch recht schwer zu machen, sie hatte in die enge Straße ihr ganzes Licht ausgegossen, sie blinkte wieder in den Fensterscheiben und blitzte aus den polirten Thürgriffen, sie hatte die ganze Straße in ein Feiertagskleid gehüllt, und noch niemals ist Herr Wolf die Lämmlestraße so schön, so behaglich, so wohnlich vorgekommen.

„Guten Morgen, Herr Stadtrath," sagte Schmuhl Itzig und lüftete seinen etwas abgegriffenen Hut.

Herr Wolf fuhr aus seinen Gedanken auf: „Ah, Ihr seid es, Itzig? Wollt Euer Geld haben für die Ochsen? Sollt gleich bezahlt sein."

„Wie haißt bezahlt sein? Steht mir lange gut beim Herrn Wolf. Gott soll's wissen. Hätt' ich nur lauter Schuldner wie der Herr Rath. Wollt' nur gratulire, von Herzen, Gott soll's wissen."

„Gratuliren? Wozu?"

„Sie kommen jetzt aus der enge Gaß'; ist fast wie die Judegaß selig, wo man hat eingesperrt gehabt unsere Lait. Gott! was e Glück, wohne zu können in eme scheene Haus, wo Sie jetzt gekauft hawe vom reiche Lenz am Lowiseplatz, mit den scheenen Lindenbäumen, wie „unter den Linden" in Berlin."

„Danke für die gute Meinung, Itzig," sagte der Meister mit finsterer Stirne, „es braucht da keinen Glückwunsch!"

„Wie haißt, braucht keinen Glückwunsch?" rief Itzig erstaunt, als er sah, daß seine Gratulation nicht recht anschlagen wollte. „Gott der Gerechte, was mache Se for e Gesicht, Herr Rath? Wie e Katz, wenn's dunnert! Ist des ka Glück, wann mer kummt unner die fürnehme Lait, in a scheenes lustiges Haus mit eme gute Geschäft?"

„Ja, ja, guter Itzig, es dunnert, und ich fürchte, es hat auch eingeschlagen," sagte Herr Wolf mit schmerzlichem Lächeln. „Ich glaube, wenn ich das Glück noch einmal zu machen hätte, ich würde mich zweimal besinnen. Was soll ich in der Neustadt, bei der vornehmen Welt, die mir fremd ist, und fremd bleiben wird? Hier in der Lämmlegasse war ich glücklich und zufrieden, und daß ich es dort sein werde, glaube ich schwerlich. Der Hochmuthsteufel hat aber damals meine Weibsleute verführt, und ich hätte vernünftig sein und nicht nachgeben sollen. Jetzt ist's den Weibern selber Leid, wie ich merke."

„Was, die Frau Räthin und Jungfer Bella und Rosa?" rief der Jude und hob erstaunt die Hände auf. „Se erren sich, Herr Wolf, Se erren sich! Hat doch die Frau Räthin erst kerzlich bei Aron Levi, ich bin selber gewest im Lade, e Sammet-Mandrilla gekauft, mit handbreite Borde und for die Mädchens jedes e seidenes Klaid, for um uf de Balkon zu sitze, hot se gesagt."

„Meine Weiber waren eben Narren und ich dazu," brauste der Meister auf, „und wahrhaftig, tausend Mark gäbe ich auf der Stelle, wenn ich die dumme Geschichte rückgängig machen könnte."

Schmuhl kratzte sich bedenklich hinter den Ohren: „Werd sich schwerlich machen lassen, Herr Wolf, ich kenne den reichen Lenz, reich und eigensinnig! Was sind dem tausend Mark. Handel ist Handel; werd sich net mache lasse."

„Glaube es selber nicht," erwiederte Herr Wolf niedergeschlagen. „Lenz war ganz versessen auf den Handel, den giebt er um tausend Mark mehr oder weniger nicht auf. Aber Ihr, Itzig, Ihr seid ein gewiegter Geschäftsmann, und habt mein Vertrauen;

wenn's einer zu Stande bringt, so seid Ihr's, und, ein Mann ein Wort, tausend Mark sind Euer, wenn Ihr den Handel rückgängig macht."

Itzig fuhr in die Höhe, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen: „Was hawe Se gesagt, Herr Rath, tausend Mark, hawe Se gesagt? Ich probiers, was gemacht werde kann, werd gemacht. Nutzt's nichts, so schadet's nicht. Tausend Mark. Gott der Gerechte, was seind Sie for en grausmüthiger Mann!"

„Tausend Mark und ein Trinkgeld sind Euer, Schmuhl, wenn Ihr mich vom Handel los macht, und mir wieder Ruh und Frieden schafft. Wollt Ihr's schriftlich?"

„Nur e paar Wort, für's Leben und Sterben." Das schriftliche Versprechen in der Tasche empfahl sich der Jude:

„Längstens in 8 Tagen hawe Se Antwort."

Schmuhl Itzig rannte nach Hause, als ob der Kopf ihm brenne: Sarche, Kalle," rief er seiner Frau entgegen, „tausend Mark sind zu verdiene," und erzählte ihr den ganzen Verlauf. „Tausend Mark, se liege auf der Stroß."

„Ei, so heb se auf, Itzig!"

„Ja, wenn ich nur wüßte wie," sagte Schmuhl und warf sich gedankenvoll in seinen alten, ledernen Großvaterstuhl. „Der Lenz ist schlau, dem ist nit gut beikommen. Soll ich em raine Wein einschenke, und die Wahrheit sage? Der Lenz lacht mer in's Angesicht. Soll ich em weiß mache, der Wolf sei nah' am Umschmeise und könn' net zahle? Pfui, Itzig, des wär e schlechter Streich. Ich mach' gern mein Profitche, bin aber immer ein ehrlicher Kerl gewest und will ainer bleibe! Soll ich . . .? Sarche, Kalle, komm', gehen mer zu Bett, vielleicht kommt mer's im Schlaf."

Der Jude zog grüßend den Hut.

Am andern Vormittag strich der Jude auf dem Luisenplatze herum, um vorläufig das „Terrain zu rekognosziren." Der Schlaf schien ihm aber den gehofften guten Gedanken nicht gebracht zu haben, denn er warf sehr bedenkliche Blicke nach dem Lenz'schen Hause hinüber: „Werd' ich's versuchen mit der Duplomatie."

So eben traten die Herren von Schnackewitz und Schnitzelwitz aus dem Lenz'schen Laden und Herr Lenz erschien selbst unter der Ladenthür und schaute den beiden Offizieren mit finstern Blicken nach: „Weiß der Henker, was die fürnehmen Herren tagtäglich in meinen Laden führt; nur der Appetit nach meinen Pasteten, die sie kaufen und schuldig bleiben? Für das Geschäft könnten sie ihre Bursche schicken. Oder sollten am Ende gar die adeligen Windbeutel . . . . Na, den Appetit wollte ich ihnen vertreiben!"

Als die beiden jungen Herren den Itzig auf der andern Seite der Straße erblickten, — der Jude zog grüßend den Hut — wandten sie die Köpfe und drückten sich rasch um die nächste Ecke.

„Junges Blut, leichtsinnig Blut," murmelte der Jude, „wollen den Itzig nicht kennen. Wie sagt doch der Heine, der Stolz von unsere Lait?"

„Mein lieber Schmuhl, blamir mich nicht
„Und grüß mich nicht unter den Linden,
„Wenn wir hernach zu Hause sind.
„Werd sich schon Alles finden!"

„Ja, ja, zu Hause werd sich's finden des prolongirt Wechselche. Derfen von Glück sagen, die jungen Leichtfüße, daß sie an den Itzig gerathen sind. Der Itzig nehmt seine ehrlichen Prozentche und ist kein Halsabschneider. Doch jetzt wolle mer dem Lenz mit der Duplomatie uf den Hals rücken. Tausend Mark! Gott der Gerechte!"

Schmuhl Itzig grüßte demüthig Herrn Lenz, der den Gruß nur mit finsterm Kopfnicken erwiederte.

„Nu, wie haißt, Herr Lenz? Ist bei Euch Regenwetter, daß Ihr guckt so finster in die Welt und kennt nit en armen Jud, wo Euch immer ist gewesen unterthänig und gefällig bei jeder Gelegenheit? Soll der Rentier schon rausgucke aus dem fürnehme Mann, der's jetzt so weit gebracht hat, daß er kann Schäse fahre und Bediente halte?"

„Halt's Maul, Jude, mit dem dummen Zeug."

„Gott, wie haißt, dummes Zeug? Hat er gut verkauft sein Haus und das schöne Geschäft, kann er sich setze und lege die Händ' in de Schoß und denke, jetzt bin ich e gemachter Mann und hab alle Tage Feierabend!"

„Was, Feierabend!" rief Lenz zornig, „bin ich der Mann dazu, mein Leben lang zu faullenzen?"

„Jetzt," dachte Itzig, „ist's Zeit mit der „Duplomatie" und ich werd den ersten Laufgraben eröffnen gegen der Festung."

„Freilich, wenn mer bedenkt, heraus zu müsse aus dem schöne Haus — der Wolf kann lache, und sein Frau hat sich schon e schwere Sammet-Mandrill gekauft mit handbreite Borde, for um uf de Balkon zu sitze, — und was sich die Lait so in die Ohre muchle."

„Was muchle sich die Leute in die Ohren?"

„Dummes Geschwätz, ich glaub's net, Herr Lenz, aber Se wisse jo, wie die Lait sind, sie sage, Ihr hättet das Haus mit dem scheene Geschäft verkaufe müsse!"

„Was? Verkaufen müssen?" fuhr Herr Lenz auf. Wer schwatzt solchen Unsinn! Heraus mit der Sprache, Jude!"

„Gott, was sein Se e zorniger Mann, Herr Lenz. Kein vernünftiger Mensch glaubt so was. Eher glaubt mer wege de fürnehme, hochadelige Schwiegersöhn wollet Se das Geschäft aufgebe. Da kann mer freilich keine Wärst mehr verkafe."

„Was, hochadelige Schwiegersöhne? Was ist denn das wieder für ein Unsinn?"

„Ja, sind Se denn blind, Herr Lenz? Oder glabe Se, die Herren Lieutenants von Schnackewitz und von Schnitzelwitz komme jeden Tag nor wegen Eure Wärst in den Laden, wenn Eure zwei schöne und raiche Töchter hinter den Ladentisch stehen?"

„Jude, Du machst mich toll," schrie der Meister „und bei Gott, Du hast nicht ganz Unrecht. Die verdammten Weiber! Und jetzt, Itzig, — Ihr seid ein redlicher, zuverlässiger Mann — jetzt will ich Euch klaren Wein einschenken. Daß ich mein Haus verkauft, ist der dummste Streich meines Lebens. Wie soll ich in Zukunft meine Zeit ausfüllen, ich, der ich von Jugend auf an der Arbeit meine liebste Erholung fand? Ich bin nicht zum vornehmen Mann, zum reichen Müßiggänger gemacht, und das Faullenzen wird mein Tod. Der Hochmuth meiner Frau und meiner Töchter sind Schuld; der Fleischer-Laden war ihnen zu gering, Rentier muß gespielt werden, gnädige Frau und gnädige Fräulein wollten sie sein! Daß Gott erbarm! Und ich Gimpel ging auf den Leim, und nun zerbreche ich mir den Kopf, wie ich die Sache rückgängig machen kann, und finde keinen Ausweg!"

Dem Itzig fuhr es heiß und kalt den Rücken hinunter. Da fielen ihm ja die tausend Mark des Meisters Wolf als reife Aepfel in den Schoß. Und ehrlich verdient. Ehrlich? Sein Gewissen versetzte ihm doch einen kleinen Stich. Hätte er sich nur nicht auf die verdammte „Duplomatie" geworfen, um dem Lenz den Kauf zu verleiden. Zwar die Duplomaten machen's gerade so. „Aber Gott soll's wissen, ich will ein „ehrlicher Makler" sein, wie der grauße Bismarck, und will Alles gestehen."

„Herr Lenz," sagte er, „wenn der Handel Euch reut, Herr Wolf hat mir gestern gesagt . . ."

„Natürlich," fiel Lenz ein, „der geht nicht zurück. Handel ist Handel. Weiß wohl, muß in den sauren Axfel beißen."

„Beiße Se net, Herr Lenz, beiße Se net, der Wolf will . . ."

„In acht Tagen Besitz ergreifen; den Tag überleb' ich nicht. Itzig, fünfhundert Mark sind Dein, wenn Du den Kauf rückgängig machen kannst, und mir diese Last vom Herzen nimmst."

„Fünfhundert Mark! Gott der Gerechte!" Dem Schmuhl stand der Angstschweiß auf der Stirne. „Es geht nicht, ich kann, ich darf net. So höre Se doch nur, Herr Lenz, der Wolf will ja . . ."

„Sind fünfhundert nicht genug, Du Blutsauger? Tausend Mark, Itzig, bar auf den Tisch gezählt. Ihr seid mein bester Freund, wenn Ihr's zu Stande bringt. Tausend Mark und ein Trinkgeld. Da" — Herr Lenz riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb mit Bleistift einige Zeilen, — „da habt Ihr's schriftlich. Ist so gut als bares Geld. Aber jetzt marsch fort mit Euch und bringt mir bald gute Nachricht!"

Herr Lenz war in den Laden gesprungen und ließ den verblüfften Itzig mit seiner Anweisung in der Hand auf der Straße stehen.

„Herr Lenz, Herr Lenz, so höre Se doch nur!" Doch der hatte die Ladenthür zugeschlagen, und blieb taub gegen den letzten Versuch des Juden, der Wahrheit die Ehre zu geben.

„Gott, er will mer net hören! So muß ich mer denn zwinge lasse for das graußig viele Geld!"

Dann rannte Itzig nach Hause.

„Sarche-Lebe, zweitausend Mark gewunne, und ehrlich verdient, ist mer vom Himmel runter gefalle wie das Manna in der Wüste."

Das Geschäft kam natürlich glücklich zu Stande und jeder der Theilnehmer hatte Ursache zu verschweigen, wie es zu Stande gekommen. Wolf war glücklich, Lenz war glücklich, aber der Glücklichste von Allen war Schmuhl Itzig. Er hob die Hände zum Himmel und rief:

„Gott, der Gerechte, laß net aussterbe die dumme Leut, die immer brauche en arme Jud, wenn se wolle mache e Geschäft, des se hätte hawe könne for umsunst!"

„Das ist die Geschichte vom Herrn Wolf, vom Herrn Lenz und vom Juden Schmuhl Itzig," sagte der Lehrer. „Habt Ihr die Moral der Geschichte begriffen?"

„Herr Lehrer," sagte der Bäcker Müller, „was Ihr ein Erzähler seid, wie ein Buch, ja, ja, das Seminar, das bildet seine Leute. Habe begriffen und werde mir's merken. Ihr habet recht, fort mit den Zwischenhändlern, ich nehme keinen mehr."

„Aber der Jude ist doch ein schlechter Kerl," meinte der Schneider Fritz.

„Schneider, halte Dein Maul," erwiederte Herr Müller zornig.

„Du bist mir der Rechte!" Ich wollte, es gäbe keine schlechtern Schmuser unter Christen und Juden, als der Itzig."

Der Lehrer lachte: „Ich kenne nicht viele Christen, die gegen einen solchen Silber-Regen ihren Regenschirm aufspannen würden, und Ihr Schneider gewiß auch nicht."

„Gott, der Gerechte, laß net aussterbe die dumme Leut"

„Natürlich," brummte der Schneider, „ich habe gar keinen Regenschirm."

„Und manches Andere habe ich noch aus der Geschichte gelernt," sagte Herr Müller. „Der Mann muß Herr sein in seinem Hause, und wenn der Hochmuthsteufel in seine Weibsleute fahren will, ich weiß jetzt ein Mittel, ihn auszutreiben. In meinen Laden kommt kein Rosapapier."

„Und jetzt Löwenwirth, den versprochenen Ungetauften, und ein Dutzend Leberwürste von Wolf und ein Schinken von Lenz, wenn Ihr sie habt, die zwei Herren sind jetzt gute Freunde und werden in Euern Mägen keine Händel anfangen."

„Noch Eines," bat der Herr Lehrer. „Reinen Mund gehalten; nicht daß die Geschichte in der Lämmlestraße und auf dem Luisenplatze bekannt wird. Die beiden geriethen sonst wieder hinter einander."

BLB Karlsruhe

Ein braver Mann.

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
„Wie Orgelton und Glockenklang
„Wer hohes Muths sich rühmen kann,
„Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang
„Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
„Zu singen und preisen den braven Mann."

Bürger.

Die Freunde.

Singen kann nun zwar der Hinkende nicht, wie der Sänger der „Lenore", aber — Gottlob! — preisen kann er einen braven Mann, und er will es thun in der nachfolgenden kleinen Geschichte, so gut er es vermag. —

Der Hausruck, ein waldiges Gebirge im Lande ob der Ens, giebt dem österreichischen „Hausruckkreis" den Namen, und dieser umfaßt 43 □Meilen fruchtbares Land, das von der Donau, Aschbach, dem wilden Inn, dem Traun und Ager bewässert wird, und seine 180000 Einwohner treiben blühenden Ackerbau, Viehzucht und Obstbau. Der Inn, der größte Nebenfluß der Donau, hat nicht umsonst seinen Beinamen, der „Wilde"; ein wilder Sohn der Alpen, schneidet er trotzig Deutschland und Oesterreich von einander und ruft beiden ein Halt zu: „bis hieher und nicht weiter", stürzt bei Passau in die Donau, und will auch mit dabei sein, wenn „dort hinten in der Türkei die Völker auf einander schlagen." Auch ist er ein launiger Bursche, den nicht selten der Wunderfitz sticht, „wie es auch da drinnen im Lande ausschaut", und den fruchtbaren Niederungen sehr unliebsame Besuche abstattet. — In einem der Ausläufer des „Hausruck", in einem fruchtbaren Wiesenthale, am rechten Ufer des wilden Inn, liegt ein kleines Pfarrdorf, das wir „Gertum" nennen wollen. Es besteht aus einzelnen zerstreut liegenden Bauernhöfen, die Wohnhäuser in der Thalniederung, umgeben von den zugehörigen Grundstücken, Wiesen und Feldern, welch letztere auf den sanft ansteigenden Hügeln bis an den Waldsaum reichen. Das Kirchlein, das Pfarrhaus, die Schule und das Wirthshaus liegen auf einem dieser Hügel einträchtig beisammen, wie es sich gehört, und beherrschen das Dörflein unter ihnen als die fürnehmsten. Zwei der ansehnlichsten Bauernhöfe in der Niederung waren der Neuhof und der Kreuzhof. Die Güter der beiden Höfe grenzten an einander, die Hofbauern waren Nachbarn, und zwar, was etwas heißen will, gute und getreue Nachbarn.

Man nannte sie nur die „Unzertrennlichen". Der Herr Pfarrer empfahl sie der Gemeinde als Muster christlichen und friedlichen Wandels, zur Nachahmung, der Herr Bürgermeister schätzte sie als die besten Bürger der kleinen Gemeinde, um so schlechter aber waren die Advokaten der benachbarten Amtsstadt auf die beiden zu sprechen, da sie nicht nur selbst niemals prozessirt haben, oder, wie sie selbst sagten, niemals prozessiren werden, sondern auch durch ihren Einfluß bei ihren Mitbürgern manchen Prozeß verhinderten. Sie übten ein segensreiches Schiedsrichteramt im ganzen Bereiche des Thales.

Ihre Feindschaft gegen das Prozessiren hatte auch ihren guten Grund, und sie hatten sie schon, wie man zu sagen pflegt, mit der Muttermilch eingesogen.

Der Teufels-Acker.

Nämlich, die Väter der jetzigen Besitzer waren die erbittertsten Feinde gewesen, die sich jahrelang mit steigendem Hasse bekämpft und beinahe beide an den Rand des Verderbens gebracht hatten, um — ein Nichts. Ein Kriegsfall, wie so mancher andere auch. — Nämlich zwischen den beiden Hofgütern lag eine ausgedehnte wüste Fläche, der „Teufels-Acker" genannt. Die Sage erzählt: in uralter Zeit habe der Teufel, aus Bosheit, um das schöne, fruchtbare Wiesenthal und seine braven, frommen Bewohner zu verderben, von den Berghalden des „Hausruck" wüstes Geröll, Steine und Felsen herabgewälzt und die üppigen Wiesen und fruchtbaren Felder damit bedeckt. Da aber habe der liebe Gott, um die braven Leute für ihren frommen Wandel zu belohnen, eine Schar Engel gesendet, mit goldenen Schaufeln und silbernen Schiebkarren, die mußten des Teufels boshaftes Werk vernichten, die Wiesen und Felder reinigen und den Unrath auf dem „Teufels-Acker" zusammentragen. Der Herr Pfarrer, so ein aufgeklärter Mann war und ein würdiger Seelsorger, der, selbst auf Kosten eines Wunders, der Wahrheit die Ehre gab, suchte zwar seinen Pfarrkindern begreiflich zu machen, der Teufel, der sei ohne Zweifel eine große Ueberschwemmung gewesen, welche die Felder verwüstet habe, und die Engelschar das war der Fleiß der Bewohner, die wacker Hand angelegt, um den Wasserschaden wieder gut zu machen. Die Bauern aber lächelten ungläubig, ihnen waren der Teufel und die Engel mit ihren kostbaren Werkzeugen viel begreiflicher als Wassersnoth und Fleiß, und sogar Nachgrabungen auf dem Teufels-Acker sollen schon stattgefunden haben, — wie leicht konnte ein nachlässiger Engel eine goldene Schaufel oder einen silbernen Schiebkarren vergessen haben mit hinüber zu nehmen in seine himmlische Heimat. —

Der Teufel zieht den Kürzeren.

Dieser „Teufels-Acker" also war ein unwirthliches Stück Land, bedeckt mit Geröll und Steinen, zwischen denen nur einzelne Büschel kümmerliches Gras sproßten, kaum hinreichend, um einer Ziege von bescheidenen Ansprüchen das Leben zu fristen. Das Eigenthumsrecht an diesem, zwischen dem Neuhof und dem

Kreuzhof liegenden, Teufels-Acker war zweifelhaft, beide Angrenzer beanspruchten es, und wenn die Disteln des Teufels-Ackers Pomeranzen, und wenn sein Steingerölle wirkliches Gold und Silber gewesen wäre, der Kampf um seinen Besitz hätte nicht leidenschaftlicher geführt werden können. Jahrelang dauerte der Prozeß, ganze Stöße von Akten waren geschrieben, und während die grimmigen Bauern, nach dem bekannten Bilde, der eine am Kopfe, der andere am Schwanze der streitigen Kuh zerrten, hockten die Advokaten vergnügt am Euter, und melkten sie, bis sie bald keine Milch mehr geben wollte oder konnte. Da endlich — es war die höchste Zeit — kam bei den beiden Kämpfern der Verstand zum Durchbruch, und der würdige Geistliche, — damals noch ein junger Mann, fand endlich eine Handhabe, an der er die beiden fassen konnte.

„Hochwürden", sagte der Kreuzhöfer, „Sie haben Recht, wir sind Jahre lang Narren gewesen."

„Esel waren wir, Herr Pfarrer, daß wir uns um die Steine und Disteln des Teufels-Ackers stritten," sagte der Neuhöfer.

„Ich hab' die Geschichte satt."

„Und ich will nichts mehr davon wissen."

„Nachbar, machen wir ein Ende. Willst Du den Acker? ich schenke ihn Dir!"

„Du kannst nicht verschenken, was nicht Dein ist. Mein ist der Acker und ich schenk' ihn Dir!"

„Nein, mein ist er, und ich mach' ihn Dir zum Präsent!"

„Das wollen wir einmal sehen! Ich will nichts geschenkt von Dir!"

„Und ich nicht von Dir."

„Was soll ich mit dem Steinhaufen?"

„Aber ich? Soll ich vielleicht noch Steinklopfer werden?"

Da lachte der Herr Pfarrer: „Ja, ja, zum Steinklopfen hätte es noch kommen können, wenn nicht endlich die Vernunft bei Euch angeklopft hätte. Jetzt freilich könnet Ihr nichts Besseres thun als zu prozessiren, wer von dem anderen den Acker geschenkt nehmen muß. Der Prozeß wäre so vernünftig wie der andere."

Da lachten auch die beiden Streithähne und gaben sich die Hände.

„Nun, topp! so lassen wir's beim Alten und der Teufel mag seinen Acker behalten!"

„Und nun, meine Freunde, mache ich noch einen Vorschlag," sagte der Herr Pfarrer. „Ihr machet gemeinsam auf dem Teufels-Acker ein kleines Fleckchen urbar, und pflanzet zur Erinnerung an den geschlossenen Frieden einen Friedensbaum; aber keine Eiche oder Linde, nein, einen Obstbaum. Und wenn dieser Euch im Frühjahr durch seine Blüthen erfreut, so sei er Euch ein Symbol Eurer neu aufblühenden Freundschaft, und wenn er im Sommer durch seinen Schatten Euch erquickt, so gebet Euch die Hände und gedenket der heutigen Stunde, und wenn einstens, im Spätjahr, der Friedens-Baum in Früchten prangt, so denket daran, daß eine echte Freundschaft nicht nur Blüthen treiben, nein, daß sie auch Früchte tragen, durch Thaten sich bewähren soll.

Und so geschah es, wie der brave Pfarrer vorgeschlagen hatte.

Der Paradies-Garten.

Und Jahre waren vergangen. Die beiden Hofbauern hatten noch die Freude erlebt, den Friedensbaum zum erstenmal Früchte tragen zu sehen; im kommenden Jahre waren sie in die Grube gefahren und hatten ihren Söhnen die wieder in blühenden Stand gebrachten Hofgüter, und — ihre Freundschaft hinterlassen. — Heute ist der Friedensbaum zu einer stattlichen Größe herangewachsen, das kleine Fleckchen urbares Land, auf dem er gepflanzt worden, hat sich nach und nach durch den Fleiß der befreundeten Nachbarn zu einem großen wohlangelegten Garten ausgedehnt, und, wie wir oben gesehen haben, ist der beste Theil der Erbschaft der Güter, — ihre Freundschaft, auch von den Söhnen in Ehren gehalten worden.

An einem schönen Sonntag Nachmittag, im Spätherbste, saßen die beiden Freunde, Franz Förster, der Neuhofbauer, und Anton Langer, der Kreuzhofbauer — man nannte sie, wie ihre Väter, der Kürze wegen den Neuhöfer und den Kreuzhöfer — saßen also die beiden auf dem neutralen Boden unter dem Friedensbaum auf einer Bank, rauchten ihre Pfeife, und tranken ihren Apfelwein. In einer kleinen Laube hielten die Weiber, Marianne die Neuhöferin und Christiane die Kreuzhöferin ihr Plauderstündchen bei einer Schale Kaffe, und die Kinder, des Neuhöfers Karl und des Kreuzhöfers Anton — beide acht Jahr alt — tummelten sich im Garten herum.

Die Nachmittage gemeinsam in dem neutralen Gebiete zuzubringen war seit Jahren das gewöhnliche Sonntagsvergnügen der befreundeten Nachbarn, und wunderselten, daß man die Hofbauern in der Dorfschenke sah, es sei denn, wenn mit ihren Mitbürgern Gemeindeangelegenheiten zu besprechen waren, oder wenn schlechtes Wetter den Aufenthalt im Garten unmöglich machte.

„Franz", sagte der Kreuzhöfer und deutete mit der Pfeifenspitze nach der Krone des Friedensbaumes, die eine unzählbare Fülle der schönsten Aepfel trug —, „weißt Du, Franz, warum der da sich diesmal so reichlich herausgeputzt hat?"

„Ha", sagte der Neuhöfer, „er ist halt ein braver Apfelbaum und thut seine Schuldigkeit."

„Freilich, aber so reich gesegnet war er noch nie. Er hat eben sein schönstes Festkleid angezogen, weil er sein Jubiläum feiert."

„Jubiläum? Wie so?"

„Hast's vergessen, Franz? Heuer sind es zwanzig Jahre seit unsere Alten den Baum gepflanzt haben."

„Bei Gott, haest Recht," erwiederte der Neuhöfer, „zwanzig Jahre! Da sollten wir wohl ein kleines Fest begehen?"

„Weißt was? In acht Tagen sind die Aepfel reif, wir mosten sie, sie geben ein ganzes Faß roll für unseren Sonntags-Trunk."

„Und ich schlachte ein Schwein, und zum ersten Festtrunk laden wir unseren Pfarrer ein und den Bürgermeister."

„Richtig, unseren Pfarrer; ist er doch Schuld, daß unsere Väter selig den Friedensbaum gepflanzt und daß wir aus dem Teufels-Acker ein kleines Paradies gemacht haben."

„Und Paradies wollen wir's auch in Zukunft heißen; unseren Paradiesgarten."

„Meinethalben, Paradiesgarten", lachte der Kreuzhöfer munter; „wenn's uns nur nicht geht, wie dem Adam mit dem Apfelschnitz, der ihm in den letzen Hals gekommen ist, und zum Paradies hinausgetrieben hat."

„Bah!" rief lustig der Neuhöfer; „uns alte Bursche führt keine Eva mehr in Versuchung!"

„Und Schlangen giebt es bei uns auch keine!"

Und die beiden Freunde lachten und ließen die Gläser klingen: „Unser Paradies soll leben!"

„Und Adam mit seiner Eva auch daneben!"

„War doch eigentlich ein Glück für sie, der Apfelschnitz!"

„Freilich, wären ja sonst unseres Herrgotts Tagediebe geworden."

Kein Paradies ohne Schlange.

Bei der kleinen Kaffegesellschaft in der Laube ging es nicht so lustig zu. Die Neuhöferin hatte einen aufgeregten Kopf, und die Kreuzhöferin schaute finster vor sich nieder, und rührte mit dem Löffel in der Kaffetasse.

„Warum schneidest Du ein so finsteres Gesicht?" sagte die Neuhöferin und schenkte sich eine frische Tasse ein: „Was kann ich dafür? Die Sache bleibt ja doch wie sie ist. Freilich, wenn mein Schwiegervater selig gewußt hätte, was man aus dem Teufels-Acker machen kann, er hätte sein gutes Recht nicht fahren lassen."

„Was Du für Reden führ'st, Marianne", erwiederte die Kreuzhöferin und versuchte zu lächeln. „Mache ich ein finster Gesicht? Du machest ja doch nur Spaß."

„Freilich, Christiane, nur Spaß, denn zum Ernst ist's jetzt doch zu spät. Aber der Advokat hat mir gesagt . . . ."

„So, Du warst schon beim Advokat?" fiel die Kreuzhöferin erregt ein und rührte wieder eifrig mit dem Kaffelöffel.

Die Marianne machte ein verlegenes Gesicht: „Das heißt ganz zufällig; am letzten Mittwoch auf dem Markt hat er mir guten Tag gesagt."

„So, und sonst hat er nichts gesagt?"

„Wenn Du es denn doch wissen willst, freilich hat er noch gesagt: Er hat noch gesagt, er sei letzthin hieraußen gewesen und habe sich verwundert, wie aus dem Teufels-Acker ein wahrer Engels-Garten geworden sei. Der sei jetzt unter Brüdern seine viertausend Gulden werth und mein Schwiegervater selig habe schlecht gehandelt an seinen Kindern, denn der Prozeß sei für ihn so gut wie gewonnen gewesen, er wisse es aus den Akten."

„So, das hat er gesagt?" erwiederte Frau Christiane eifrig und wurde nun ihrerseits roth. „Merkst Du denn nicht, die Advokaten wollen uns wieder hintereinander hetzen? Denn unser Advokat hat mir das Nämliche gesagt. Mein Schwiegervater, hat er gesagt, sei ein gutmüthiger Narr gewesen, den Prozeß hätten wir gewinnen müssen und der Herr Pfarrer in seiner Gutmüthigkeit hätte uns um fünftausend Gulden gebracht!"

„So, willst Du wieder Händel stiften, Du . . . .

„Ha, ha, ha", lachte Frau Marianne krampfhaft, „Euch um fünftausend Gulden gebracht? das ist spaßig!"

„Ja, das hat er gesagt, und der versteht's, und wenn's nach den Rechten ginge, wären die fünftausend Gulden jetzt unser. Ich mag's meinem Mann gar nicht sagen."

„Ich aber, ich sag's dem meinen, er soll dann machen, was er will. Ich bin's meinen Kindern schuldig!"

„So, willst Du wieder Händel stiften, Du . . . ."

Hier ward der Streit der beiden Frauen unterbrochen. Der Neuhöfer Karl kam heulend in die Laube gelaufen:

„Was heul'st Du, Karlchen?"

„Der Vater hat mir ein Watschen geben!"

„Ohrfeigen geben? Du Franz, warum hast Du den Karl geschlagen? Hat er was geboßt?"

Die Männer hatten sich erhoben und waren etwas aufgeregt zur Laube getreten: „Freilich hat er geboßt! Die Buben haben sich geprügelt wegen der Johannesbeeren.

Der Lausbub da wollte nicht leiden, daß meines Nachbar's Anton von den Johannesbeeren nehme, die seine seien, und der Garten gehe die Kreuzhöfer gar nichts an, der gehöre zum Neuhof!"

„Die Mutter hat mir's gesagt", heulte der Karl.

„Was soll der Unsinn!" brauste der Neuhöfer auf. „Was hast Du gesagt, Marianne?"

Frau Marianne wurde feuerroth: „Der Karl ist ein dummer Bub, hat da was aufgeschnappt, was die Leute sagen."

„Zum Henker, was schwatzen die Leute?"

„Nun, die Spatzen pfeifen's ja auf den Dächern", erwiederte die Neuhöferin heftig, „die Leute sagen, daß der Garten von Rechtswegen unser gehöre, und daß Dein Vater, Gott hab' ihn selig . . . ."

„Marianne, schweige still", rief der Neuhöfer zornig. „Wollt Ihr Weiber unsern Frieden stören? Marsch nach Hause mit dem Buben. Nachbar, achtet nicht auf den Unsinn, in acht Tagen feiern wir das Jubiläumsfest."

Der Kreuzhöfer reichte dem Freunde mit schmerzlichem Lächeln die Hand: „Gott wolle es. Kommt, Christiane, wir wollen auch nach Hause."

Die Familien trennten sich in tiefer Verstimmung.

Auf dem Heimwege sagte der Kreuzhöfer zu seiner Frau: „Christiane, denk an mich, mit unserem Frieden ist es aus. Unser Paradiesgarten mit seinem Apfelbaum hat nun auch seine Eva und seine Schlange gefunden."

BLB Karlsruhe

Ein Kriegsfall.

Die Nachbarn sahen sich in der ganzen Woche nicht. Der Neubauer war aber mehrmals in der Stadt gewesen.

Am nächsten Sonntag Nachmittag blieben trotz dem schönen Herbstwetter im Paradiesgarten die Plätze in der Laube und unter dem Apfelbaume leer.

Am Sonntag Abend saß der Kreuzhöfer vor seinem Hause auf einer Bank, rauchte seine Pfeife und blickte gedankenvoll den Rauchwölkchen nach, die er in die Luft blies. Da nahten sich Schritte, der Bauer blickte auf: „Sollte vielleicht doch der Nachbar . . . Nein, es ist der Herr Pfarrer. Guten Abend, Hochwürden."

„Guten Abend, Kreuzbauer", grüßte der Herr Pfarrer, ein würdiger Greis in weißen Haaren, der mit wohlwollenden und klugen Augen die Welt betrachtete und beurtheilte.

„Bleibe sitzen, Anton, ich setze mich ein wenig zu Dir. Ein schöner Abend!"

Der Bauer hatte ehrerbietig seine Mütze gezogen und die Pfeife in die Tasche gesteckt: „Christiane, der Herr Pfarrer ist da, bringe uns . . . ."

„Nein, lasse das", bat der alte Herr, und ließ sich auf der Bank nieder. „Ich möchte ein paar Worte im Vertrauen mit Dir reden. Der Neuhöfer war heute bei mir."

„Kann mir's denken, Hochwürden. Mir traut er sich nimmer unter die Augen", klagte der Kreuzbauer in bitterem Tone.

„Das ist eine schlimme Geschichte," sagte der geistliche Herr mit bekümmerter Miene. „Ein Haus des Friedens, das ich selbst habe errichten helfen, soll zusammengerissen werden. Der böse Feind gewinnt wieder Boden und die Engel fliehen".

„Hochwürden", sagte der Kreuzhöfer, „der Franz ist nicht so schlimm, in seinem Herzen ist der Gedanke nicht gewesen, aber seine Frau ist von dem Advokaten aufgehetzt und . . ."

„Er sagt, er sei es seinen Kindern schuldig", fiel der Geistliche ein, „der Prozeß sei so viel als gewonnen, und er dürfe seine Kinder nicht berauben."

„Wie der Prozeß steht, weiß ich nicht", erwiederte der Bauer, „nur das weiß ich, daß unsere Väter sich versöhnt die Hände gereicht haben, und daß wir, die Söhne, in Friede und Freundschaft gelebt haben, seit Jahren. Doch der Teufel mag nicht leiden, daß wir aus seinem Teufels-Acker einen Paradiesgarten machen wollten. Aber dem bösen Feind zum Trotze, und zu Ehren des Andenkens an unsere Väter" — der Mann lüftete seine Mütze — „ich, Herr Pfarrer, ich prozessire nicht!"

„So willst Du ihm den Acker freiwillig überlassen?"

„Nein, das darf ich nicht, auch meiner Kinder wegen. Aber, wenn Sie den Vermittler machen wollen, Herr Pfarrer theilen wollen wir den Acker."

Der geistliche Herr schüttelte bekümmert den Kopf: „Habe ich ihm bereits vorgeschlagen, aber vergebens. Er wollte Dir herausbezahlen, was Du auf den Acker verwendet hast, aber das Feld gehöre ihm und seinen Kindern. Der Mann ist wie umgewandelt, bis zur Leidenschaft verhetzt und keinen Vernunftgründen mehr zugänglich. Und — armer Freund — das Schlimmste ist, daß Ihr beide, die man die „Unzertrennlichen" nennt, und die Ihr ein Vorbild waret für die ganze Gemeinde, das schöne Bild nun selbst zertrümmert und das Gespött werdet für das ganze Thal."

„Ja, Herr Pfarrer, Sie haben recht, das ist das Schlimmste, schlimmer als der Verlust des Ackers. Aber gehe es, wie es muß, ich bin unschuldig, und mein Trost bleibt, daß ich wenigstens die Achtung meiner Mitbürger, und Ihre Achtung und Liebe, Herr Pfarrer, nicht verlieren will."

Der geistliche Herr drückte dem Kreuzhöfer bewegt die Hand: „Anton, Du bist ein braver Mann. Verzweifle nicht und vertraue auf Gott, vielleicht macht er selbst den Schiedsrichter in diesem unseligen Streite, und führet Alles noch zum Guten."

Der Krieg im Frieden.

Und der alte Streit begann wieder. Neuhöfers Anwalt griff den alten Prozeß wieder auf und brachte Klage ein gegen den Kreuzhöfer, wegen Besitzstörung. Dieser war genöthigt, ebenfalls einen Vertheidiger zu nehmen, allein während sein Gegner täglich mit seinem Anwalt über den Prozeßakten zusammensaß, überließ der Kreuzhöfer seine Angelegenheit gänzlich seinem Advokaten, einem ehrenhaften, besonnenen Mann, ohne sich im mindesten persönlich einzumischen. „Herr Doktor", sagte er, „meine Meinung ist, daß ich mich ehrenhalber in dieser unglücklichen Sache nur vertheidigen darf gegen einen Angriff, selber angreifen will ich nicht, Gott behüte, und ende, wie es wolle."

Wochen und Monate dauerte der Streit. Die ehemaligen Freunde vermieden sich, und ließ der Zufall sie sich begegnen, so schaute der Neuhöfer trotzig zur Seite, daß er dem ehemaligen Freunde nicht in die Augen sehen mußte, und der Kreuzhöfer blickte dem finsteren Manne mit schmerzlichem Kopfschütteln nach: „es plagt ihn doch, den Franz, und mit Zorn und Trotz will er sein Gewissen betäuben. Was kann ein dummes, eitles Weib aus einem braven Manne machen!"

Daß auch die Glieder der streitenden Familien in Feindschaft geriethen, ist begreiflich, die Knechte bewiesen die Gerechtigkeit der Sache ihrer Herrschaft, indem sie sich bei jedem Tanzvergnügen prügelten, die Mägde hatten ganz neue Schimpfnamen erfunden, die sie sich am Brunnen beim Wasserholen an die Köpfe warfen, und Karl und Anton, die hoffnungsvollen Stammhalter der kriegführenden Bauernhöfe, rauften sich nach jeder Schule.

Der Paradiesgarten stand öde und leer, der Teufel hatte wieder seine Krallen danach ausgestreckt, und der Friedens-Apfelbaum, nachdem er vergebens auf sein Jubiläumsfest gewartet, schüttelte am Ende ärgerlich seinen Kopf, ließ seine Aepfel fallen und düngte mit seinen Früchten den Boden. — Das Frühjahr war wieder angebrochen, die Störche hatten wieder Besitz ergriffen von ihren Nestern auf dem Neuhof und dem Kreuzhof, und als treue Hausbewohner klapperten auch sie sich in der Storchensprache die gröblichsten Beleidigungen zu, da kam der Endtermin, die Entscheidung des Prozesses und der Neuhöfer ward mit seiner Klage, unter Verfällung in die Kosten, abgewiesen.

Wuthschnaubend stürmte er nach Hause, und überschüttete sein heulendes Weib mit Vorwürfen: „Du hast mich in die Geschichte hineingehetzt", fuhr er sie zornig an, „und jetzt habe ich den Schaden und den Spott und die Schande dazu. Ha, ha, ha! was wird der Anton jubiliren!"

„So, jetzt fährst Du über mich her?" schrie die Frau. „Waren wir es nicht unseren Kindern schuldig? Hat nicht der Advokat gesagt, das Recht sei auf Deiner Seite?"

„Freilich hat er's gesagt, aber der Kerl ist ein Esel, ein Pfuscher, ich nehme einen anderen und ergreife

den Rekurs! Recht muß Recht bleiben! Jetzt ist's eine Ehrensache, ich führe es durch, und wenn der halbe Hof zum Teufel geht. Marsch, hole einen Krug Wein, die Zunge klebt mir am Gaumen!"

Der aufgeregte Mann stürmte in der Stube auf und ab, und stürzte ein Glas Wein um das andere hinunter. Die Frau hatte sich auf einen Stuhl geworfen und verhüllte schluchzend ihr Gesicht.

Der Sieger und der Besiegte.

Da trat der Knecht mit einem erstaunten Gesicht in die Stube: „Meister, eben kommt der Kreuzhöfer mit seiner Frau auf den Hof, er will . . .!"

„Was?" schrie der Meister, „der Anton? Marsch fort mit dem frechen Kerl!"

„Da ist er schon."

Auf der Thürschwelle stund der Kreuzhöfer mit seiner Frau. Er streckte dem Bauer beide Hände entgegen und sagte mit bewegter Stimme: „Franz, ich . ."

Doch der Neuhöfer fuhr wüthend auf ihn los: „Was willst Du? Willst mich noch verspotten in meinem eigenen Hause?!"

„Nein Franz, ich komme mit meiner Frau, um . . ."

„Hinaus, sage ich!" schrie dieser in höchster Aufregung, „hinaus, mit sammt Deiner Bettel! Hinaus, oder ich vergreife mich an Dir"

„Was, mein braves Weib eine Bettel?!" rief der Kreuzhöfer nun ebenfalls zornig. „Doch", setzte er mit einem Blick auf den Weinkrug ruhiger hinzu, „doch, er ist betrunken, komm Christiane, heute haben wir hier nichts mehr zu thun!"

„Bauer, das sollst Du mir büßen!"

„Betrunken?!" brüllte der Neuhöfer fast sinnlos durch Wuth und Wein. „Schlechter Kerl! Erbschleicher! Hannes! laß die Hunde los! Hetz' das Pack von meinem Hofe. Da!" und mit einem Sprunge war er an der Thüre, und führte, blind vor Aufregung einen Faustschlag, der Frau Christiane an die Stirne traf.

Mit einem Schrei fiel sie ihrem Manne an die Brust. Dieser umschlang mit dem einen Arme seine mißhandelte, halb ohnmächtige Frau, und den anderen hob er drohend empor: „Bauer, das sollst Du mir büßen! Komm, Christiane!"

Und langsam, seine wankende Frau stützend, verließ er den Hof!

„Meister, was habt Ihr gemacht", sagte der Knecht, „das giebt eine böse Geschichte."

„Halt's Maul und trolle Dich in Deinen Stall!"

Im Lazareth.

Der Schreck über die erlittene brutale Behandlung hatte Frau Christiane auf das Krankenlager geworfen. Der Mann saß an dem Bette seiner Frau und hielt ihre fieberheiße Hand in der seinigen. In finsteres Schweigen versunken hörte er kaum auf den Zuspruch des geistlichen Herrn, der dem Bette gegenüber sich in dem großen ledernen Sorgenstuhl niedergelassen hatte, und sich redlich bemühte, dem schwer gekränkten Mann Trost zuzusprechen.

„Du darfst es nicht so hart nehmen, lieber Anton, den Franz hatten seine guten Engel verlassen, er wußte nicht mehr, was er that, Leidenschaft und Wein hatten ihn sinnlos gemacht und . . ."

„Herr Pfarrer," erwiederte der Kreuzhöfer ruhig und mit gedämpfter Stimme, denn seine Frau hatte im Schlafe die Augen geschlossen, „Herr Pfarrer, wenn er nur mich beschimpft hätte, — ich bin ein Christ und war sein Freund, ich könnte ihm Vieles vergessen und vergeben um das Andenken an unsere Väter und an unsere Freundschaft willen. Aber, da schauen Sie her, meine Christiane, mein Weib, beschimpft und geschlagen — und wir waren zu ihm gegangen, um ihn zu versöhnen und ihm wieder die Hand zu bieten zur alten Freundschaft"

„Ja, ja, Du hast brav gehandelt, mein Sohn, und als ein Christ", fiel der geistliche Herr wohlwollend ein, „und Dein braves Weib — schau, sie schlummert sanft — in zwei Tagen ist Frau Christiane wieder frisch und munter und — und nun sage mir, was ist Deine Absicht, was hast Du vor?"

„Hochwürden, Sie haben keine Frau, die Satzungen der Kirche verbieten Ihnen zu heirathen — warum? kann ich nicht verstehen mit meinem einfachen Bauernverstand"

— Der Herr Pfarrer rückte etwas unruhig auf seinem ledernen Stuhle. — „Darum, fuhr Langer fort, können Sie auch nicht so recht verstehen, wie einem Manne zu Muthe ist, wenn unter seinen Augen sein braves Weib beschimpft und geschlagen wird, und" rief er mit hervorbrechender Leidenschaft, daß die Kranke im Schlafe auffuhr, „beschimpft vor der ganzen Gemeinde!"

„Ruhig, ruhig, mein guter Joseph, wir stören den heilsamen Schlummer der armen Christiane", suchte der Herr Pfarrer zu besänftigen. „Wie so, vor der ganzen Gemeinde?"

„Ja, vor der ganzen Gemeinde! Hannes, der Knecht des Neuhöfers hat geplaudert, und so wie Sie die

Unglücksgeschichte erfahren haben, Herr Pfarrer, so ist sie bekannt geworden im ganzen Thale; die Kinder erzählen sich's in der Schule, die Weiber am Brunnen, und die Männer stecken die Köpfe zusammen: des Kreuzhöfers Weib — eine Bettel hat er sie gescholten — ist geprügelt worden." Der Bauer schlug die Hände vor's Gesicht und unterdrückte ein krampfhaftes Schluchzen.

„Schlimm, freilich recht schlimm!"

„Vor der ganzen Gemeinde ist mein Weib beschimpft, vor der ganzen Gemeinde muß sie Genugthuung erhalten."

Der Geistliche erhob sich und sagte in feierlichem Tone und seine Stimme bebte: „Anton, Anton, ich habe Dich getauft, ich habe Dich konfirmirt, ich habe Dich in der Lehre unseres Herrn erzogen, — Anton, besinne Dich. Christus sagt: Liebet Eure Feinde, thut wohl Denen, die Euch hassen!"

Auch Langer war aufgestanden, und auch seine Stimme bebte: „Aber mein Weib, Herr Pfarrer, mein Weib! Mein Weib unbestraft beschimpfen zu lassen: — so weit reicht mein Christenthum nicht, Herr Pfarrer. Ihre Mahnung kommt auch zu spät. Ich habe bereits gethan, was ich thun mußte. Heute Morgen war ich in der Stadt beim Richter und habe gegen den Neuhöfer Klage erhoben wegen Beschimpfung und Mißhandlung meiner Frau!"

Wandlungen.

Seit dem unglücklichen Auftritt in seinem Hause war der Neuhöfer wie umgewandelt. Finster und wortkarg ging er seinen Geschäften nach. Ueber seinen Nachbar und ehemaligen Freund, gegen den er während des Prozesses täglich losgedonnert, kam kein schlimmes Wort mehr über seine Lippen. Einmal überraschte ihn seine Frau, wie er unter dem Apfelbaume stand im Paradiesgarten, der nun wieder zum Teufels-Acker geworden war, und hinüberstarrte nach dem Kreuzhofe und mit einem Seufzer die geballte Faust auf die Brust rückte. „He, Franz," rief sie ihn an und schlug ihn auf die Schulter, „was machst Du denn? Ich glaube gar, Du träumst?"

Der Neuhöfer fuhr zusammen und eine Röthe schoß ihm in's Gesicht; „Weib, laß mich, der Traum ist aus, ich bin wieder erwacht." Und ohne ein weiteres Wort wandte er seiner Frau den Rücken, und ging wieder in seinen Hof zurück.

Als er die gerichtliche Vorladung erhielt: „In Sachen des Kreuzhofbauers Anton Langer gegen den Neuhofbauer Franz Forster wegen Beleidigung und Körperverletzung", ging er in die Stadt zu seinem Advokaten. „Herr Doktor", sagte er, „ich komme, meine Rechnung zu bezahlen. Den Rekurs in dem verlorenen Prozesse nehme ich zurück, und in der Klagsache, da brauche ich keinen Vertheidiger, das will ich selber besorgen."

Acht Tage nach der gerichtlichen Vorladung war Termin zur Verhandlung. Der Richter hatte in diesem Falle keine schwere Arbeit. Der Neuhöfer leugnete keinen Augenblick. „Ich hab's gethan und will es büßen."

In Anbetracht seiner fleckenlosen Vergangenheit, und unter Annahme des bekannten und berüchtigten Milderungsgrundes „Betrunkenheit" wurde das geringste Strafmaß „drei Tage Gefängnis" erkannt. Schon am folgenden Tage meldete sich der Neuhöfer zur Straferstehung.

Der Inn wird rebellisch.

Das waren drei schlimme Tage, nicht nur für den Neuhöfer, der im Gefängnis saß, sondern auch für das ganze Thal, namentlich aber für die Niederung, in der das Dörflein Gortum lag. Der Inn, der sich längere Zeit ganz manierlich aufgeführt und als ein anständiger Nebenfluß ganz ruhig die schwer geladenen Schiffe auf seinen breiten Rücken genommen und in die Donau getragen, auch geduldig zu gesehen hatte, wie man ihm seine Unterthanen, die Hechte, Karpfen und Barsche wegfing, die sich auch stumm in ihr Schicksal fanden, und der sich sogar anzapfen ließ um die Wiesen der Bauernhöfe zu wässern, — dieser Inn verlor auf einmal die Geduld: „Ich habe jetzt wieder lange genug den Knecht gespielt, will doch wieder einmal den Herrn machen und den Bauern den Meister zeigen." Und der Himmel begünstigte den trotzigen Burschen und sendete ihm seine schwersten Gewitterwolken als Hilfstruppen und an dem Tage, da der Forster eingesperrt wurde, „demaskirte" er seine Wasser-Batterien und ließ eine wahre Sündfluth auf die entsetzten Thalbewohner niederfallen. Und die Bergwässerlein des Hausruck, sonst nur harmlose Spielplätze der Forellen, schwollen zu Strömen an: „Hurrah! Da unten geht es los, da wollen wir auch mit dabei sein!" und von allen Halden stürzten sie nieder in das Thal und schossen dem Inn zu, ihm zu helfen bei seinem Angriff auf die Dämme, auf die er schon am Abend des ersten Tages einen Sturm gewagt. Und schon drei Tage und drei Nächte dauerte der Kampf der Elemente gegen das kleine freundliche Dörflein Gortum und schon seit drei Tagen und drei Nächten kämpften die braven Bauern auf den Dämmen gegen die Uebermacht des brutalen Feindes.

Bei schon sinkender Nacht des dritten Tages kehrte Langer, der Kreuzhöfer, in seine Behausung zurück. In der Wohnstube brannte eine Lampe, und vor dem Kruzifix in der Ecke lag die Frau auf den Knieen. Der Mann ließ den regendurchnäßten Mantel fallen und warf sich erschöpft in den Lehnsessel. „Das hat gegolten. Frau, steh' auf, ich glaube, der Himmel ist uns gnädig, Sturm und Regen haben nachgelassen und das Aergste ist überstanden!

„O, Anton," jammerte die Frau, „was für ein Heimsuchen, Gott wird doch barmherzig sein!"

„Heule nicht, er ist's! Und jetzt koche mir nun Kaffe!" —

„So ist keine Gefahr mehr?" —

„Ich glaube, nein, sonst wäre ich nicht hier. Was wohl der Franz jetzt machen wird? Die ganze Zeit kommt er mir nicht aus dem Sinn. Na, bis morgen ist er frei. Danke, Christel, dein Kaffe war gut. Doch jetzt in's Nest, die Knochen fallen mir auseinander."

Der übermüdete Mann fiel in einen unruhigen Schlaf, in dem ein Traumbild das andere jagte, und in allen spielte die Person des Neubauers eine Rolle. Sie standen mit einander auf dem Damme des Inn und kämpften gemeinsam gegen die Fluthen; dann waren sie beide vor dem Richter, und der Förster sagte, mit einem schmerzlichen Blick auf seinen Ankläger: „Ich hab's gethan und will es büßen," und eben wollte dieser auf ihn zuspringen und ihm versöhnt die Hand reichen, — da war's aber nicht mehr der Neuhöfer, sondern der Pfarrer, der hob beschwörend die Hände und rief: „Vertraue auf Gott, vielleicht macht er selber den Schiedsrichter?" Und dann wieder verwandelte sich das Traumbild, und die beiden Freunde saßen wieder,

wie zu alten Zeiten, unter dem Apfelbaum im Paradiesgarten, und der Kreuzhöfer sagte: „Franz, warum läuten sie denn heute, an einem Wochentag, mit der Glocke?“

Da lachte der Neuhöfer: „Narr, sie läuten zur Jubiläumsfeier. Aber nicht nur geläutet, auch getrommelt muß werden!“ und der Neuhöfer fing an mit beiden Fäusten auf der tannenen Tischplatte zu trommeln.

Langer fuhr aus dem Schlafe auf und rieb sich die Augen; sein Traumbild war verschwunden, aber die Glocke läutete noch und an dem Fensterladen trommelten zwei Fäuste.

„Meister, Meister! rief draußen eine Stimme, um Gotteswillen, wachet auf!“

„Was giebt es, Sepp?“

„Rauß, Alles rauß! Höret Ihr nicht die Sturmglocke? die Dämme sind gebrochen, das Wasser steht schon im Hof!“

Mit einem Sprunge war Langer am Fenster und stieß den Laden auf. Auf dem etwas tiefer liegenden Hofe wogten die Fluthen und plätscherten schon bis an die Schwelle der Hausthüre. Der Himmel war wieder klar, und der Vollmond lachte mit seinem ewig dummfreundlichen Gesicht auf die Verwüstung herunter.

„Sepp, schnell hinauf in die Ställe, und lasse das Vieh heraus!“

„Ja, Herr,“ sagte der Knecht und sprang hinunter in die Fluth. Das Wasser ging ihm schon bis an die Knie.

„Weib, wirf Kleider um, und nehm' das Kästchen, es ist mein ganz Vermögen. Ich hole den Anton!“

Eine Minute später standen die drei Menschen unter der Hausthüre, schon über die Knöchel im Wasser.

„Das Wasser steigt, jetzt gilt's das Leben! Christiane, halte Dich an meinen Rockschößen, Anton, klammere Dich um meinen Hals! Und nun mit Gott!“

Den heulenden Buben auf dem Rücken, und seine Frau nach sich schleppend, die ein Vaterunser murmelte, stieg er in das Wasser hinunter und watete vorwärts durch die strömende Fluth.

„Meister, haltet Euch mehr Rechts!“ rief der Knecht von dem Hügel herunter, auf den er das Vieh getrieben hatte, „mehr Rechts, links ist der Graben! Ich komme und helfe.“ Und der brave Sepp sprang den Abhang herunter und stürzte sich wieder in das Wasser, seiner Herrin zu Hilfe. Und es war hohe Zeit; das Weib war vor Angst und Entsetzen fast bewußtlos geworden: „Anton, das Kästchen!“ rief sie, ließ die Rockschöße fahren und sank in die Fluth zurück — gerade in den rettenden Arm des Knechtes Joseph. „Nun vorwärts Meister mit dem Anton, für die Meisterin sorge ich und das Kästchen hab' ich auch!“

Nach unsäglichen Anstrengungen, das Wasser war ihnen schon bis an die Brust gestiegen, hatten sie sich endlich bis auf's Trockene durchgekämpft, und erschöpft warfen sie sich auf die Erde.

„Wir können hier nicht rasten, Meister“, warnte der Knecht, „das Wasser steigt rasend schnell, wir müssen weiter!“

„Nur einen Augenblick ausschnaufen, Sepp, braver Sepp,“ keuchte der Meister!

„Dort auf dem Pfarrhügel haben sie Feuer angezündet, dort sind wir in Sicherheit, und können die Kleider trocknen. Die Meisterin zittert vor Frost und Angst!“

„Her mit dem Buben, sonst ist's zu spät!“

Nach zehn Minuten waren sie auf dem Pfarrhügel angelangt. Die halbe Gemeinde war dort um die Feuer versammelt, und starrte entsetzt in die grausamen Fluthen, die ihr Heim verwüsteten. Doch wurden die Kreuzhöfer mit einem Jubelruf empfangen. Der Herr Pfarrer streckte dem Langer beide Hände entgegen:

Der Kreuzhöfer warf sich bei dem Feuer nieder: „Ja, Gott sei gelobt, wir gaben Euch schon verloren! Joseph führe Deine Meisterin mit ihrem Knaben auf den Pfarrhof, meine Schwester wird ihnen trockene Kleider und Erfrischung geben!“

Herr Pfarrer, diesmal ist's hart am Leben vorbeigegangen. Mein Haus ist hin — ha, sehet Ihr dort die Balken treiben? Das ist mein Haus gewesen, — das ist nun fort, — aber wir sind noch da, und Gott wird weiter helfen. Ist Niemand verunglückt?“

„Da schaut hinaus,“ sagte der Bürgermeister und zeigte auf den vom Monde beschienenen Strom, der zwischen den Häusern des Dorfes durchbrauste, „wer kann wissen, wer in dieser Schreckensnacht umgekommen? Ein Dutzend Häuser sind schon fort, wenn das Wasser nicht fällt, geht das ganze Dorf zu Grunde!“

„Dort, dem Neuhöfer sein's wird auch nächstens flöten gehen. Der Forster kann sich bei Euch bedanken, daß Ihr ihn in Nummero Sicher und in's Trockene gesetzt habt,“ sagte Barbier Martin, der selbst bei dieser Schreckens-Scene nicht unterlassen konnte, einen Witz zu machen.

Der Neuhof lag einige hundert Schritte weit entfernt am Fuße des Pfarrhügels, das Haus war von den Fluthen umtobt, die bereits den angebauten Stall weggerissen hatten.

„Der Forster?“ Der Kreuzhöfer sprang auf die Füße. „Und wo ist sein Weib und sein Bub?“

Niemand hatte sie gesehen.

„Barmherziger Gott, sind sie noch in dem verlorenen Hause?! Marianne! Marianne! Hohihoh!“ schrie er hinüber. Doch seine Stimme verklang in dem Brausen der Fluth.

„Ich sehe etwas Weißes aus der Dachlucke wehen!“ rief der Schulmeister.

„Es ist ein weißes Tuch!“

„Die Neuhöferin ist noch drinnen.“

Langer warf seinen Rock ab.

„Was willst Du thun?“ rief der Pfarrer und faßte den Kreuzhöfer am Arme.

„Sein Weib und sein Kind retten!“ schrie dieser und rannte den Hügel hinab.

„Gott schütze ihn er ist verloren!“

Ein braver Mann.

Der Knecht Joseph kam eben vom Pfarrhofe herab, und sah seinen Meister schon mitten in dem Strom sich vorwärts kämpfen. „Männer, nehmt Stricke und Stangen, und hinunter zum Wasser; wir fangen ein paar Balken auf und binden ein Floß zusammen, vielleicht kommen wir noch zur rechten Zeit!“

Langer hatte inzwischen auf seinem gefahrvollen Wege glücklich sein Ziel erreicht und sich an den Rebgeländen des wankenden Hauses festgeklammert.

„Dieweil halt Dein Mann im Loch steckt und nicht gekonnt hat.“ —

„Frau Marianne, Ho! Frau Marianne!“

„Hier! zu Hilfe, zu Hilfe!“ rief eine Weiberstimme zur Dachlucke heraus.

„Ich bin's, der Kreuzhöfer! Weil ich die Ursach bin, daß Dein Mann in dieser Unglücksnacht Dir nicht helfen kann, so will ich's probiren. Werfe mir den Buben herunter, ich hole Dich hernach!“

„Den Anton? Um Gotteswillen, ich kann nicht, das ist sein Tod!“ schrie das arme Weib.

„Wart, ich komme!“ Er kletterte an dem Geländer hinauf bis zur Dachstube. „Her mit dem Buben, sonst ist's zu spät!“

„Mutter, ich will nicht! Es ist der böse Kreuzhöfer, der den Vater eingesperrt hat! Er will mich ersäufen!“ schrie der Knabe.

„Herunter mit ihm!“ Langer faßte den schreienden Knaben beim Arm und sprang mit ihm hinunter in das tobende Wasser. Noch faßte er festen Boden, aber die Fluthen reichten ihm schon bis über die Brust.

Den Knaben auf der Schulter rang er sich vorwärts auf dem Todesgange. Bald langsam vorwärts schreitend, bald einen von den Fluthen getragenen Balken erfassend, und schwimmend, erreichte er glücklich, unter dem Jubel seiner Freunde, das feste Land und fiel erschöpft in die Arme seines Knechtes Joseph, der vor Freude laut heulte.

Doch nur eine Minute blieb die Erschöpfung Herr über ihn. „Gebt mir einen Schnaps, ich muß noch einmal hinüber!“

Der Herr Pfarrer rang die Hände: „Anton, versuche Gott nicht zum zweitenmale! Denke an Dein eigen Weib und Kind!“

„Herr Pfarrer, Niemand darf sterben meinetwegen! Gott wird mich noch einmal schützen!“

„Meister!“ rief Joseph, „so geht es nicht, das Wasser steigt immer noch, Ihr findet keinen Boden mehr. Wir haben ein Floß zusammengebunden! Meister, ich gehe mit!“

„Braver Sepp!“

Die beiden Männer sprangen auf das Floß und stießen ab.

Die Fahrt war diesmal weniger gefahrvoll. Das Wasser war ziemlich frei von treibenden Balken, und sie hatten nur gegen die starke Strömung zu kämpfen Am Neuhof hatte das Wasser bereits die Dachlucke erreicht, und die Frau hatte sich auf die Dachfirst geflüchtet. Langer reichte eine Stange hinauf: „Marianne, Dein Bub ist gerettet, halte fest, wir retten auch Dich!“, und zog die zitternde Frau auf das Floß herunter.

Aber der Rückweg war wieder eine Todesfahrt, die Trümmer eines eingestürzten Hauses bedeckten das Wasser, und, auf der Mitte des Weges zerriß ein mächtiger, heranschießender Balken das schwache Floß, und die drei Menschen stürzten in die Fluth.

Der Angstschrei der am Ufer versammelten Menge schlug an ihr Ohr.

Der Kreuzhöfer, ein alter Soldat und rüstiger Schwimmer, hatte die sinkende Frau gefaßt, und mit gewaltiger Anstrengung den Balken erreicht, an dem der Joseph sich festgeklammert hatte.

„Sepp, halte fest, die Frau ist ohnmächtig!

Am Ufer rannten die Leute in furchtbarer Aufregung hin und her, denn der Rettungsbalken wurde von der Fluth abwärts getrieben. Man versuchte den „Schiffbrüchigen“ Seile zuzuwerfen, aber die Entfernung war noch zu groß. Jetzt traf der abwärts schießende

Balken auf einen Widerstand, und machte eine Schwenkung nach dem Lande zu, und eines der geworfenen Seile wurde von Sepp gefaßt, und um den Balken geschlungen.

„Hurrah, Meister, jetzt haben wir's gewonnen! Männer fest angezogen!"

Zwei Minuten später und sie waren gerettet. Als die Neuhöferin, wieder zu sich gebracht, die Augen aufschlug, sah sie, wie ihr Haus zusammenstürzte und von den Fluthen fortgetragen wurde, da fiel sie dem Kreuzhöfer zu Füßen und umfaßte schluchzend seine Knie. Anton Langer aber sagte: „Dieweil halt Dein Mann im Loch steckt und nicht gekonnt hat." —

Was ist noch Vieles mehr zu erzählen? Der Herr Pfarrer hatte Recht gehabt: „Gott selber hatte das Schiedsrichter-Amt übernommen."

Diese Unglücksnacht hatte den „feindlichen" Freunden die Häuser niedergeworfen, aber die alte Freundschaft wieder aufgebaut, eine feste Burg, die kein Sturm mehr erschütterte.

„Und ist die Geschichte auch wahr, Hinkender?" Der Kern ist echt, „der brave Langer" hat die „brave That gethan," und die Erzählung ist, — wie eben alle sind — „Dichtung und Wahrheit". Und wollt Ihr den wahren Namen des braven Mannes wissen? — er ist in der Geschichte nicht genannt — so kommt nach Lahr, der Hinkende will ihn Euch verrathen; Wer aber näher nach Wien hat als nach Lahr, der kann's vom Kaiser von Oesterreich erfahren, denn die Geschichte ist extra dem Kaiser nach Wien geschrieben worden, die Geschichte vom

braven Mann!

Des Menschen Bestimmung.

„Fritz, warum heulst du?" fragte ein Schusterjunge seinen weinenden Collegen.

Fritz bohrte beide Fäuste in die Augen und schluchzte: „O Heinrich, ich halt's nimmer aus! Der Meister prügelt mich, die Gesellen knuffen mich, und die Meisterin giebt mir Ohrfeigen! Ich hänge mich auf!"

„Dummes Zeug," lachte der Heinrich. „Aufhängen? Ja wohl! Jeder Mensch hat seine Bestimmung: Der Kaiser wird gesalbt, der Advokat wird geschmiert, der Bauer wird geschröpft und der Schusterjunge wird gewichst. Das ist nun 'mal so. Wenn wir einmal Meister sind, wichsen wir auch."

„Na und ob," sagte Fritz und ging getröstet nach Hause.

Fromm.

Ein Herr fragte eine alte Dame, ob sie eine Bibel im Hause habe. „Halten Sie mich denn für eine Heidin?" antwortete diese. „Rieke, hole einmal aus der Kommode meine Bibel." — Kaum hatte die Dame das heilige Buch in der Hand, als sie vergnügt ausrief: „Wie froh bin ich, daß Sie nach der Bibel fragten, denn ich finde darin meine gute Brille wieder, die ich schon seit fünf Jahren vergeblich gesucht habe.

Nur Classisch.

In dem alterthümlichen Rathhaussaale der guten Stadt Witzenhausen fand eine Sitzung von größter Wichtigkeit statt. Wochenlang war an allen Biertischen tapfer hinüber und herüber gestritten worden, die Kaffeekränzchen waren in eine unerhörte Aufregung gerathen und selbst an den Röhrbrunnen hatten die Dienstmägde Partei genommen für und wider.

An sich freilich lag die Sache sehr einfach und wer nicht mit der Witzenhauser Stadtgeschichte vertraut war, hätte nie auf den Gedanken kommen können, daß dadurch so viel Staub aufgewirbelt würde. Das Hochwasser des Frühjahr's hatte nämlich die alte Brücke über den Stadtbach weggerissen und da über diese Brücke eine befahrene Straße führte, war der Gemeinde von der Regierung die Weisung zugekommen, ohne Verzug für die Herrichtung einer neuen Sorge zu tragen. Diesem Befehl war nun in keiner Weise auszuweichen und die guten Witzenhauser sahen die Nothwendigkeit der Brücke selbst zu gut ein, als daß darüber eine Meinungsdifferenz hätte stattfinden können. Nein — die Brücke sollte und mußte gebaut werden, aber wie? das war die schwer zu entscheidende Frage. Drei Parteien hatten sich in der Stadt gebildet: Die Holzpartei, die Eisenpartei und die Steinpartei. An der Spitze der Holzpartei stand der regierende Herr Bürgermeister Eiche höchstselbst und rein nur im Interesse der Stadt, denn das war müssiges Gerede der bösen Mäuler, daß er mit dem Holzbau seinem Schwiegersohne, der ein bedeutendes Zimmergewerke betrieb, einen Hafen in den Garten jagen wolle. Nein, so war der Herr Bürgermeister nicht, ihn leitete nur die Rücksicht auf das Gemeindewohl, das er ja immer im Munde führte. Der Führer der Eisenpartei war der Herr Rath Bolzen, einer der jüngsten aber intelligentesten Gemeinderathsmitglieder. Sein Einfluß war ein sehr bedeutender, denn er hatte, wie er nie zu bemerken vergaß, die polytechnische Schule besucht. Er trat mit aller Energie für eine Eisenkonstruktion ein, nicht etwa, weil sein Schwieger-

vater eine große Hammerschmiede besaß, nein, nein, nur aus rein technischen Gründen, wie er sie als Mann der Neuzeit befürworten durfte, konnte und mußte. Der Vertreter des Steinbaues war das älteste Rathsmitglied, Herr Kelle, ein Mann, der sich für die Gemeinde sozusagen aufgeopfert hatte. Keine Petition ging ohne seine Unterschrift ab, kein gemeinnütziger Verein bestand, dessen „Comite" er nicht angehört hätte, auf jedem Wahlaufruf prangte sein Name auf gelbem Zettel an den Ecken der Stadt. Herr Kelle kaufte der Stadt die Bauplätze ab und hatte dabei eine merkwürdige Ahnung der künftigen Straßenzüge, Herr Kelle übernahm mit rührender Selbstverleugnung die Lieferung von Asphalt, Rinnensteinen, Drainröhren, Teucheln, Markstein, kurz aller möglichen Dinge, ohne daß es je eines öffentlichen Submissionsausschreibens bedurft hätte. Kurz, Herr Kelle war die Seele des Raths und trotzdem er Maurermeister und Bauunternehmer war, konnte bei ihm auch die schwärzeste Seele nicht unterstellen, daß er seinetwegen für eine steinerne Brücke arbeite. Nein, der Gedanke mußte ferne liegen. —

Heute war der Entscheidungskampf und niemand konnte das Ende voraussehen, denn jede der Parteien hatte ihre Anhänger und die unentschiedenen waren in der übelsten Lage. Der Herr Eiche war einmal der regierende Bürgermeister und der konnte jedem schaden, wenn er wollte — aber in 3 Jahren war eine Neuwahl. Herr Rath Bolzen stand an der Spitze der Neuzeitlichen, der Fortschrittler und wie leicht konnte diese den Sieg davon tragen — und Bolzen Bürgermeister werden! Herr Rath Kelle stand an der Spitze der Konservativen, war ein reicher Mann, hatte Verbindungen in der Residenz — ja er hatte einen Orden. Er konnte aber auch Bürgermeister werden. Das war eine ganz verflixte Geschichte, ja wenn man hätte in die Zukunft schauen können — aber so. Es war zum Teufel holen.

Zwei Stunden schon hatte die Sitzung gedauert. Der Herr Bürgermeister hatte alle Schleusen seiner Beredtsamkeit eröffnet, alle Gründe in's Feuer geführt. Die Stadt hatte das Eichenholz selbst, Eichenholz hat ewige Dauer, wie man an den alten Römerbrücken sieht. Alles konnte in der Stadt gemacht werden, das Geld bliebe den Bürgern und vor allem sei die alte Brücke auch von Holz gewesen. Er schloß: „Machen wir es, wie es unsere biedern Ahnen gemacht haben, einfach, solid und stark und Gott wird die Stadt auch ferner in Schutz nehmen", das war herrlich, die Anhänger jubelten, die Zweifelhaften nickten und an der Annahme wäre nicht zu zweifeln gewesen, — wenn nicht noch andere Redner gekommen wären.

Herr Rath Bolzen stellte sich ganz auf den modernen Standpunkt. Wir leben in einem eisernen Zeitalter — Eisenbahnen, eiserne Schiffe, eiserne Brücken. Ein eiserner Wille leitet die Nation. Dabei ist das Eisen wohlfeil und solid, wie er als Polytechniker behaupten könne, und er endete seine Rede mit der geschmackvoll veränderten Strophe Vater Arndts:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine — Balken!"

Beinahe wäre ein Hurrah erfolgt, aber leider war ein solches nicht rathsam. Die Zweifelhaften nickten wieder und auch diesesmal wäre die Annahme erfolgt, wenn Herr Bolzen allein gesprochen hätte.

Endlich kam Herr Rath Kelle. Er zog die Dose, nahm mit Gemächlichkeit eine Prise, sah sich richtig seine Leute an und begann: „Wir haben so viel Schönes und wenn ich so sagen darf Erhebendes gehört, daß ich mich darüber nur freuen kann. Ich würde aus vollem Herzen, wenn ich so sagen darf, damit einstimmen, wenn nämlich, indem dadurch, d. h. wenn ich so sagen darf, insofern als — nun sie werden mich verstehen. (Prise.) Denn wenn wir auch einverstanden sein müssen, daß Holz, wie der Herr Bürgermeister richtig bemerkt hat, Holz ist, auch insofern nämlich Eisen, indem ich dem Rath Bolzen nicht widersprechen will, immerhin gewissermaßen Eisen sein dürfte, so bleibt eben, wenn ich so sagen darf, Stein immer Stein, da beißt die Maus keinen Faden ab.

Hier erhob sich der Rath in seiner vollen Größe und klopfte dreimal auf die silberne Dose.

Ja — hier erhob sich der Rath in seiner vollen Größe und klopfte dreimal auf die silberne Dose — Ja, meine lieben Herren Kollegen, bauen Sie für unsere Kinder und Kindeskinder ein steinernes Gebrück von Mauerwerk für ewige Zeiten, wenn ich so sagen darf, ein wahres Perpetuum mobile!

Da ließ sich der Beifallssturm der Zweifelhaften nicht mehr halten, mochten auch des Herrn Bürgermeisters grimmige Blicke umherrollen, mochte der Rath Bolzen höhnisch lächeln wie der Mephistoffel — das Latein hatte gesiegt —

Das Perpetuum mobile!

Die Brücke wurde von Stein gebaut, Herr Rath Kelle erhielt die Ausführung, wird sicher noch Bürgermeister von Witzenhausen und verdient es auch!

Drei brave Männer aus dem Volke.

Einen haben wir im Kalender schon gehabt, und jetzt noch drei, macht vier „brave Männer" und zwar „vier brave Männer aus dem Volke". Natürlich, aus dem deutschen Volke, die andern Völker mögen ihre braven Männer in ihren Kalendern verewigen; so lange man so großen Vorrath im eigenen Hause hat, wie wir Deutsche, brauchen wir nicht auf fremden Markt zu gehen. Die großen, d. h. die vornehmen braven Männer, die man auch berühmte Männer nennt: Kaiser und Könige, Feldherrn, Staatsmänner u. s. w., die haben ihre eigenen gelehrten und auch vornehmen Geschichtschreiber, und in der Weltgeschichte kann man dann lesen, was diese großen Männer Alles gethan haben und auch — was sie hätten thun sollen.

Ueber die wackere That eines einfachen Mannes aus dem Volke, schreibt man einen Zeitungsartikel, man schüttelt dem Manne die Hand: „Brav gemacht, guter Freund," und nach einigen Wochen kommt ein anderer braver Mann in die Zeitung, und von dem einen spricht man nicht mehr. Für die Geschichtschreiber sind die Thaten dieser Männer in der Regel kein Stoff, das ist dann etwas für die Geschichtenschreiber, Kalendermacher und Dichter, und für diese ist es eine Ehrenaufgabe, solche Thaten zu verherrlichen, der Vergessenheit zu entreißen, und dem Volke als Muster vorzustellen. Und dieser Ehrenpflicht will nun auch der Hinkende, als Kalendermann und Geschichtenschreiber genügen, indem er in seinem 82er die Thaten von drei wackeren Männern dem deutschen Volke erzählt:

Der Professor stößt einen Angstschrei aus und fährt drei Schritte zurück.

I. Der Löwenbezwinger.

Ein gefangener König! Ihr habt ihn alle schon gesehen, den gefangenen „König der Wüste", den Löwen, wie er hinter den eisernen Gitterstäben hervor, den mächtigen Kopf auf die gewaltigen Pratzen gelegt, mit glühenden Augen hinausstarrt auf die gaffende Menge. Unwillkürlich prüft Euer Blick die Stärke des Eisengitters, das Euch allein den Muth giebt, der gefangenen Majestät so nahe zu treten.

Der Herr Professor hat seine Schüler vor den Löwenkäfig geführt und hält ihnen über die Natur des Löwen eine wissenschaftliche Vorlesung: „Felis leo, die größte Gattung Katzen. Gegenwärtiger Felis leo barbarus, der Löwe aus der Berberei ist die größte Varietät. Einen Löwen zu schießen ist gar nicht so schwer. Man läßt ihn auf 12 Schritte nahe kommen, dann duckt sich der Löwe nieder um seinen Sprung zu messen, und während er auf der Erde hockt, schießt man ihn in den Kopf. Auf 12 Schritte, eine Kleinigkeit. Auch einem Löwen unbewaffnet zu begegnen, ist nicht so gefährlich als man glaubt. Er verleugnet seine Katzennatur nicht, und hat einen gewaltigen Respekt vor dem menschlichen Auge. Wenn Ihr einem Löwen begegnet, nur ruhig stehen bleiben, die Arme übereinander schlagen, und ihm fest ins Auge schauen. Er kommt Euch auf 10 Schritte nahe und macht sich fertig zum Sprunge, da trifft sein Blick das menschliche Auge, er wird unruhig, es wird ihm unbehaglich, er schließt die Augen und endlich nach 10 Minuten richtet er sich auf, und scheu um sich blickend nimmt er den Rückzug. Muth und Geistesgegenwart, das ist Alles. Zeiget Ihr Furcht und wollet die Flucht ergreifen, so seid Ihr verloren. Die Theorie von der Gewalt des menschlichen Auges ist durch die Praxis wunderbar bestätigt. Was mich betrifft, ich würde einem Löwen ohne Herzklopfen begegnen. Ich will's Euch bei dem gegenwärtigen Exemplare einmal vormachen."

Der Herr Professor schlug die Arme über einander, gab seinem Auge den rollenden Ausdruck, dessen er sich bediente, wenn er einem seiner Schüler einen Verweis zu ertheilen hatte, und starrte durch seine Brillengläser den Löwen an: „Sehet, er blinzelt schon, jetzt schließt er die Augen, er richtet sich auf; ausgezeichnet! Jetzt — — —"

Jetzt hatte der Löwe genug: „Der Leu mit Gebrüll richtet sich auf, da wird's still", und mit einem gewaltigen Satze gegen das Eisengitter erschüttert er seinen Käfig.

Der Herr Professor stößt einen Angstschrei aus und fährt drei Schritte zurück.

„Herr Professor, Muth und Geistesgegenwart, das ist Alles", rief ein naseweiser Quartaner.

„Die Brille", stotterte der Herr Professor, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt, „ich habe nicht an die Brille gedacht. Unbewaffnet, auch mit unbewaffnetem Auge, muß man ihm imponiren, denn jede Waffe reizt den Löwen zum Angriff. Uebrigens, Müller, werde ich Dir wegen Deiner ungeziemenden Bemerkung heute Nachmittag eine Strafarbeit diktiren."

Das war am Montag den 23. September 1861, da der Herr Professor in der Kreuzberg'schen Menagerie den verunglückten Versuch machte, den Löwen durch einen Blick seines Auges zu bändigen. Daß am

folgenden Tage der Löwe wirklich durch einen unbewaffneten Menschen werde gebändigt werden, allerdings nicht durch einen Blick, sondern durch einen Strick, davon hatte der Wüstenkönig keine Ahnung. —

Am folgenden Tage fuhr die Kreuzberg'sche Menagerie von St. Pauli in Hamburg ab, um sich über Wilhelmsburg nach Haarburg zur Eisenbahn zu begeben. — Wenn ein Fürst bei seinen Reisen sich keines Sonderzuges bedient, sondern seinen „Salonwagen" in einen gewöhnlichen Zug einstellen läßt, so fährt er so zu sagen mit den Stellvertretern seiner Unterthanen; Geheime Räthe, Banquiers und Gründer in der I. Klasse, in der II. Klasse Beamte, Fabrikanten und Kaufleute, und in der III. Klasse allerlei sonstig Volk, dessen Beutel für die zwei andern Klassen nicht gespickt genug ist, darunter auch der Hinkende. So hatte er diesmal auch den König Löwe in dem Wagenzuge der Kreuzberg'schen Menagerie. Herr Kreuzberg hatte zwar alle Hochachtung vor Sr. Majestät, allein Hochdieselbe in einem Extrazuge reisen zu lassen, dieser Aufwand war zu groß für seine Loyalität. Ueberdies war der gegenwärtige Löwe kein regierender Fürst gewesen, sondern er war in der Wüste der Berberei als junger, hoffnungsvoller Prinz gefangen worden, und führte auch in der Gefangenschaft den Namen „Prinz". Der prinzliche Salonwagen war also der dritte im Zuge: In dem ersten Wagen III. Klasse: Affen und sonstiges gemeines Volk, in der II. Klasse des zweiten Wagens im Thierstande hohe und hochangesehene Civilbeamte: ein Faulthier, ein Fuchs und ein wilder Esel, und in der I. Klasse einige Repräsentanten der thierischen Militärmacht: General Bär, Husarenoberst Tiger, Hauptmann Wolf und der Armeelieferant Vielfraß.

Er fühlte nicht, wie der kühne Knecht langsam und keck den Strick unter seiner Mähne durchzog.

Der Zug wurde angeführt von dem Knecht Heinrich Rundshagen aus Steinhorst, der etwas mißmuthig auf seinem Sattelgaule saß, weil er den „Affenkasten" führen mußte, während sein glücklicher Kollege, der Hausknecht Poltzin, die Ehre hatte, den prinzlichen Wagen, den Löwenwagen, zu führen, und stolz im Bewußtsein seiner Würde auf dem Sattelpferde saß. Der gute Poltzin war kein Diplomat, sonst hätte er wissen können, daß es oft eine gefährliche Sache ist, einen König führen zu wollen. Der „Prinz" in seinem Wagen war heute besonders übler Laune. Gestern hatte ihn der Professor mit seinen Brillengläsern geärgert, auch träumte er von den Freuden seiner Heimat, von seinen prinzlichen Jagdvergnügen, von den fetten Antilopen, und — auch von einer jungen, reizenden Löwin träumte er, und jetzt — gefangen und zur Schau ausgestellt einer gaffenden Menge! Zornig knurrte er und faßte mit den Zähnen das eiserne Gitter, das ihn von seiner Freiheit trennte. Da — was war das? — das Gitter gab nach, es bewegte sich — hatte man vergessen den Riegel vorzuschieben? Bebend vor Aufregung klemmte Prinz die Krallen in die Oeffnung, mit gewaltiger Tatze riß er die Thüre auf und mit freudigem Gebrüll entsprang er seinem Gefängnisse. Freiheit! Und gleich vor seinen Augen die Beute! Hurrah! Wieder einmal ein Jagdvergnügen! Mit gewaltigem Satze, dem erschreckten Poltzin mit der Hintertatze den Schenkel streifend, warf er sich auf das Handpferd, die Krallen in den Nacken, und die Zähne in das Fleisch des armen Thieres schlagend, das stöhnend niederstürzte.

„Poltzin sprang flugs von seinem Schimmel, —
„Ich hätt' es auch gethan,"

und machte es, wie die zahlreiche Menge auf der Straße es auch gemacht hatte, und wie es nicht nur der Hinkende, sondern wahrscheinlich auch der geneigte Leser gemacht haben würde — er brannte durch, und die belebte Straße war in einem Augenblicke leer. — Wer aber nicht durchbrannte, das war der Führer des Affenwagens, Heinrich Rundshagen.

Er verfuhr genau so, als hätte er kurz vorher von dem Herrn Professor eine Vorlesung gehört, wie man einen Löwen lebendig fängt: „Einen lebendigen Löwen zu fangen, ist gar nicht so schwer wie man glaubt. Muth und Geistesgegenwart, das ist Alles! Man überrascht den Löwen, wenn er eine Antilope oder Giraffe niedergeworfen hat und mit dem Zerreißen seiner Beute beschäftigt ist, Blutdurst und Leidenschaft machen ihn blind, und während dem Fraße kann man ihm ohne Gefahr zu Leibe gehen; er merkt es nicht. Man schlingt ihm ganz ruhig einen starken Strick um den Hals, bindet den Strick an eine nahe stehende Palme, und — man hat ihn. Ich würde — —"

O, Herr Professor, wie Schade, daß Sie nicht gegenwärtig waren, um mit Genugthuung zu sehen, wie ein gewöhnlicher Knecht die Richtigkeit Ihrer Theorie durch die Praxis beweist.

Rundshagen sprang ebenfalls von seinem Pferde: „Ho, Ho, du frecher Bursche, was machst du da? Wart! ich will dir Pferde fressen!" und mit einem starken Tau, an das er eine Schleife gemacht hatte, nahte er sich vorsichtig, doch unerschrocken dem Löwen. Dieser schwelgte in seinem Fraße: Ha, zuckendes, lebendiges Fleisch, und warmes, rauchendes Blut, statt des Aases von einer kranken, oder gar krepirten Kuh! Wie lange ist es her, daß er bei seines Herrn Vaters fürstlicher Tafel ein solches Festmahl gehalten!

Aber der Herr Professor hatte Recht, Blutdurst und Leidenschaft machten den prinzlichen Löwen blind, und

während er im Fraße schwelgte, merkte er nicht, was hinter seinem Rücken vorging; er fühlte nicht, wie der kühne Knecht langsam und keck den Strick unter seiner Mähne durchzog, und um seinen Hals die Schlinge befestigte, und sah nicht, wie er das Thau — um eine Palme schlang? nein, Palmen wachsen nicht auf den Straßen Hamburgs — wie er das Tau durch ein Wagenrad steckte, und wie ein anderer wackerer Mann, der Fuhrmann Appel, dem Rundshagen zu Hilfe sprang.

„Brav, Appel! Jetzt fest angezogen!" ruft Rundshagen, und mit Macht wurde von den Beiden der Strick angezogen.

„Ein Kitzeln an der Kehle belehrt die Majestät,
„Daß hinter ihrem Rücken Apartes vor sich geht."

Armer Prinz, es ist zu spät. Du hast deinen letzten Traum geträumt, und hast dein Henkersmahl gehalten. Im nächsten Augenblicke war er von dem ächzenden Pferde heruntergerissen und lag röchelnd am Boden.

„Hurrah, wir haben ihn! Jetzt noch einmal!"

Und, erwürgt von einem Stricke endete das königliche Thier! —

Der brave Rundshagen ist schon seit mehreren Jahren gestorben.

Er hat für seine kühne und männliche That von der „Patriotischen Gesellschaft" die goldene Medaille erhalten und durch Sammlungen eine bedeutende Summe, so daß er für seine bescheidenen Verhältnisse zu einigem Wohlstande kam.

Seinem Andenken weiht der Hinkende diese Geschichte.

II. Der Postbote Rosenauer.

Der brave Mann, von dem wir jetzt erzählen wollen, Rosenauer heißt er, hatte nicht, wie der wackere Rundshagen, mit einem Löwen zu kämpfen, aber mit einer anderen wilden Bestie, mit einem mächtigen Schneesturme, der durch das Land fegte, und alles Leben in seinen eisigen Armen erstarren machte.

Am 5. Dezember 1880 war's, als der Postbote Rosenauer beim Postamte in Landshut sein Postfelleisen in Empfang nahm, um es, wie er täglich mußte, hinaus in die Landgemeinden zu tragen.

„'s ist ein wenig schwer heute, Rosenauer," sagte der freundliche Postbeamte.

„Kenne ich schon," lachte der Postbote und legte die Hand an die Mütze. „Weihnachtszeit, schöne Zeit, namentlich für uns, die wir Christkindles-Postboten machen. Fängt heuer etwas frühzeitig an. Doch freut mich's, den Leuten eine Freude hinauszutragen; je früher, desto besser!"

„Habt aber einen schlimmen Tag heute. Es schneit ja, als ob alle Engel im Himmel ihre Federbetten ausschüttelten!"

„Thut nichts; ein alter Kürassier, wie ich, geht durch Dick und Dünn. Guten Morgen, Herr!"

„Guten Morgen und glückliche Reise."

Rosenauer hing das schwere Felleisen über den Rücken und begann seine Wanderung.

Der Schnee lag tief und knirschte unter seinen Tritten und die Engelein schüttelten noch immer lustig zu.

Nach einer Viertelstunde aber fing es an sehr unlustig zu werden; ein Sturm hatte sich erhoben, jagte den mehligen Schnee über Straße und Felder, und die feinen Eisnadeln schlugen dem Boten schmerzend in's Gesicht.

„Christkindle hätte wohl etwas besser Wetter bestellen können, wenn wir die Botenläufer für seine Liebesgaben machen," brummte er, doch kämpfte er sich wacker weiter, knietief im Schnee, dem Sturm entgegen. Eine halbe Stunde später hielt er erschöpft inne und hielt Umschau. Die Schneewogen wirbelten so dicht um ihn, daß er kaum zwanzig Schritte weit sehen konnte.

„Der Henker weiß, wo ich bin! Ich glaube, ich bin von der Straße abgekommen. Dummheit, daß sie keine Bäume an die Straße pflanzen, als Wegweiser bei so einem Hundewetter!"

Er warf sein Felleisen in den Schnee, und setzte sich darauf mit dem Rücken gegen den Sturm, und nahm aus der Feldflasche einen kräftigen Schluck.

„Brrh! Das brennt ein! Ist doch eine wahre Gottesgabe, so ein Schluck Schnaps zur rechten Zeit. Doch, was ist das?"

Trotz dem Toben des Sturmes vernahm sein Ohr ein leises Wimmern, einen klagenden Ton, ganz in seiner Nähe. Er lauschte. Jetzt ein Schrei, wie der Todesschrei eines Hasen unter den Zähnen des Hundes. „Sollte Freund Reinecke in dem Schneesturm einen fetten Bissen erwischt haben? Oder hat die Schneewehe eine Kette Hühner verschüttet? Will doch nachsehen, vielleicht sendet mir das Christkindle einen Festbraten."

Rosenauer watete durch den tiefen Schnee einem Buschwerk zu, aus dem hervor er das Wimmern glaubte gehört zu haben. Was er hinter dem Busch fand, entriß ihm einen Ausruf des Erstaunens. Richtig, ein ganzes Nest voll, aber keine Feldhühner und keine Hasen, nein, ein ganzes Nest voll kleiner — Kinder, reichlich ein Dutzend, die sich, zitternd vor Kälte und Angst, wie Schäflein zusammengedrängt hatten, und leise weinten und wimmerten.

„He da, Kinder", rief Rosenauer, „was treibt ihr da, bei dem abscheulichen Unwetter?"

„Lieber Mann", erzählte heulend ein zehnjähriger Bube mit einem Schulranzen auf dem Rücken, „wir kommen aus der Schule aus Adlkofen, und haben uns im Schnee verirrt. Ach Gott, ach Gott, ich glaub', wir müssen alle sterben!"

„Nur ruhig, mein Junge, so weit ist es noch nicht", tröstete der Postbote. „Wo seid ihr her?"

„Ich bin von Günzkofen, und ich von Läuterkofen!" riefen die Kinder durcheinander.

„Nun auf, mein Bursche, wir wollen's versuchen durch den Schnee zu kommen. Nur wacker ausgeschritten, so erreichen wir bald eine warme Stube. Läuterkofen kann nicht mehr weit sein."

„Ach Gott!" jammerte ein Knabe, „mein Schwesterle kann nicht mehr laufen, und das Kathrinchen auch nicht, die sind hier gerade umgefallen!"

„Und dem Himmelbacher sein Josephle", klagte ein anderer, „ist schon fast todt vor Kälte!"

Rosenauer kauerte nieder zu den drei kleinsten Kindern, zwei Mädchen und ein Knabe, die in einem bejammernswerthen Zustande und vor Kälte halb erstarrt waren.

„Arme Kinder! Da war es freilich die höchste Zeit!"

Er suchte die armen Kleinen zu erwärmen, rieb ihnen Stirn und Schläfe mit Branntwein, und flößte ihnen einige Tropfen ein von dem belebenden Tranke, und zu seiner großen Freude sah er, daß sie sich allmählich erholten.

Der Gedanke, daß der Himmel ihn zur Rettung der Kinder gesandt, belebte seinen Muth und stählte seine Kraft: „Kurasche, ihr Jungens, jetzt gilt es wacker zu sein!" rief er den Kindern ermuthigend zu.

„Josephle, du reitest auf meinem Rücken! Doch halt, erst die Mädchen!" und er nahm die zwei kleinen

Mädchen auf die Arme und hüllte sie sorgfältig in seinen Mantel.

„Jetzt, Josephle, aufgestiegen!"

Die Mädchen klammerten sich an seinen Hals, und Josephle, der sich wieder erholt hatte, kletterte auf seinen Rücken.

„Ihr Jungens dort hinten, machet einen Gänsemarsch. Jeder hält sich am Kamisol seines Vordermannes, und der erste faßt meinen Rock. Seid Ihr fertig? Also: Ganzes Bataillon, vorwärts Marsch!" Freilich, so fröhlich, wie der Marsch begonnen, wurde er nicht fortgesetzt. Den Knaben auf dem Rücken, die beiden Mädchen auf den Armen, das schwere Postfelleisen umgehangen — das hätte er um eine Welt nicht im Stiche gelassen — und eine Kette von ermatteten Buben nach sich schleppend, so kämpfte der brave Mann sich vorwärts durch den Schnee und gegen den ungeschwächt tobenden Sturm. Es gehörte der Muth eines Helden und die Kraft eines Riesen dazu, mit einem solchen Ballast der Wuth der Elemente nicht zu unterliegen, aber Rosenauer hatte diesen Muth und diese Kraft, beide noch gestählt durch den Gedanken: Du rettest die Kinder von dem sichern Tode.

Nach einer Stunde erschöpfenden Ringens gewann er die Straße wieder, die hochliegend durch den Sturm ziemlich von Schnee freigefegt war, und brachte die Kinder glücklich nach Läuterkofen, wo die schon verloren geglaubten mit Jubel aufgenommen und gepflegt wurden.

Rosenauer erhielt von der Regierung als Anerkennung für seine brave That eine Remuneration von 50 Mark und eine öffentliche Belobung.

Die Mädchen klammerten sich an seinen Hals.

Sein schönster Lohn aber war das Bewußtsein seiner That und der Dank der Eltern, denen er die Kinder gerettet hat.

Wenn der Hinkende Orden zu vertheilen hätte, der Mann müßte einen haben.

Oberjäger Hoppe von Mars-la-tour.

Wenn Moltke, unser berühmter Schlachten-Denker und Schlachten-Lenker einmal sein ebenfalls berühmtes Schweigen bricht und über den Krieg spricht, dann hat er ganz Europa — und noch etwas drüber hinaus — als Zuhörer. Und Moltke hat gesprochen, ja, er hat es sogar schriftlich gemacht in einem Schreibebrief an den berühmten Staatsrechtslehrer Bluntschli. Moltke sagt: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst: der Muth und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Selbstaufopferung, der Soldat giebt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis gerathen und sich im Materialismus verlieren!"

Der Krieg wäre hiernach eine Art reinigendes Gewitter; aber das gleiche Loblied könnte man auch noch anderen, ebenso reinigenden, oder vielmehr aufräumenden Donnerwettern singen: der Pest und verheerenden Seuchen, der Hungersnoth, den Sindfluthen, dem Brand der Städte und wie sie alle heißen, die man mit gleichem Rechte „Elemente der von Gott eingesetzten Ordnung" nennen könnte. Man nennt sie auch Geiseln und Strafgerichte Gottes, und auch in ihnen, wie im Kriege entfalten sich die edelsten Tugenden der Menschen, aber auch in ihnen, wie im Kriege entfesselt sich die Bestie im Menschen, ja im Kriege, in diesem Massenmorde von Menschen gegen Menschen, vorzugsweise. Und die diesem „Männermordenden" Element „der von Gott eingesetzten Weltordnung" vorzugsweise zum Opfer fallen, sind häufig die Bravsten und Besten, gerade weil sie die Bravsten und Besten sind. Hoffentlich giebt es noch andere, weniger blutige Mittel die Welt vor Fäulnis zu bewahren, und wenn der ewige Friede ein unerreichbares Ideal sein sollte — man muß den Völkern nicht alle seine Ideale zertrümmern, — so darf doch der blutige Krieg niemals ein Ideal der Völker sein.

„Holder Friede,
„Süße Eintracht,
„Weilet, weilet
„Freundlich über
dieser Stadt!
„Möge nie der Tag
erscheinen,
„Wo des rauhen Krieges Horden
„Dieses stille Thal durchtoben,
„Wo der Himmel,
„Den des Abends sanfte Röthe
„Lieblich malt,
„Von der Dörfer, von der Städte
„Wildem Brande schrecklich strahlt! —

Von einem dieser Bravsten und Edelsten, die dem Kriege zum Opfer gefallen sind, — die sich geopfert haben in Vertheidigung ihres Vaterlandes, — Vertheidigung von Haus und Herd, Nothwehr, die allein den Krieg entschuldigen, ja ihn adeln kann — von einem solchen Braven und Edeln will nun der Hinkende erzählen: Die Geschichte des

Oberjägers Hoppe von Mars-la-tour.

Wir lassen einen Augenzeugen erzählen:

Hoppe machte in der 1. Compagnie des Brandenburgischen Jäger-Bataillons No. 3, zu der auch ich gehörte, den ruhmreichen Feldzug gegen Frankreich mit. Ein hoher, stattlicher Mann, trugen seine Gesichtszüge den Stempel der Intelligenz und aus den unter den starken Brauen hervorleuchtenden Augen sprach die Treue und Biederkeit eines echt deutschen Herzens. Im Walde auferzogen und als Förster herangebildet, hatte er, wie der Papst die Eigenschaft der „Unfehlbarkeit", aber eine praktischere Unfehlbarkeit, die Unfehlbarkeit seiner Kugelbüchse, und als Berliner Kind konnte er sprudeln von Witz und toller Laune.

Es war am 16. August 1870.

Unser Bataillon hatte Gorze erreicht.

Eine Patrouille Ziethen-Husaren sprengte uns entgegen; „Heute giebt es Arbeit, Kameraden!" rief der Lieutenant.

Und so war es auch.

Wir hatten hinter Gorze eine Anhöhe erstiegen, unter klingendem Spiel der voranmarschirenden Musik. Plötzlich brach die Musik mitten in dem „Marsche" ab und schwenkte rechts ab, hinter die Front. Jetzt wußten wir, daß bald andere Musikanten uns aufspielen, und wir andere Musik zu hören bekommen würden.

„In Zügen links, marschirt auf! Marsch, marsch!" Im Laufschritt ging es vorwärts.

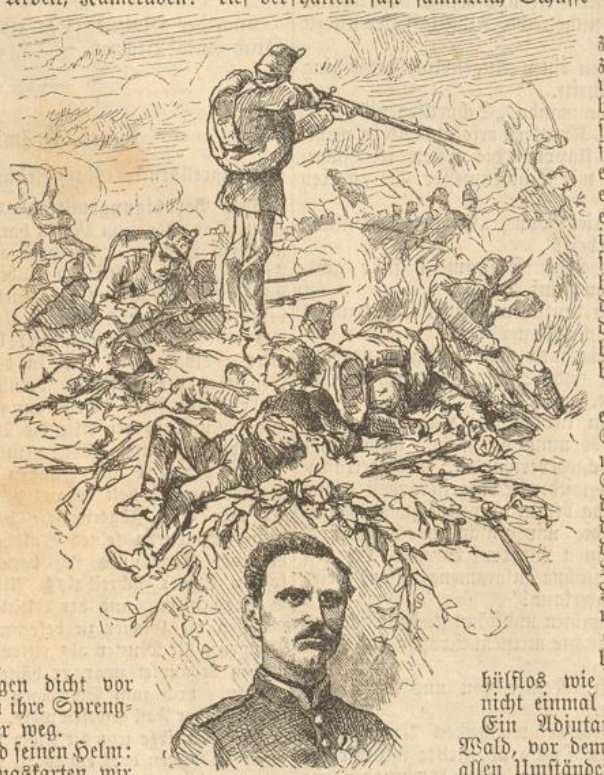
„Mündungsdeckel und Visirkappen ab! Geladen!" Mitten im Laufschritt, mit vollem Dachs und „gerolltem" Mantel brachten wir dies Alles flott zu Stande.

„Halt! Nieder!"

Im Nu lagen wir auf dem Bauch, auf der Erde.

Drei Granaten schlugen dicht vor uns ein, und schleuderten ihre Sprengstücke über unsere Leiber weg.

Hoppe schwenkte lachend seinen Helm: „Merci, für die Einladungskarten, wir werden Euch bald Gegenvisite machen."



Hoppe stand noch unter uns, frisch und unverwundet, wie ein zürnender Kriegsgott.

Wir warteten aber keine zweite Einladungskarte ab, die in dem geschlossenen Bataillon doch hätte sehr unangenehm werden können, rasch schwärmten wir vor dem kleinen Gehölze in zwei Gliedern aus und warfen uns wieder zur Erde. „Seht Ihr sie dort, die Rothhosen!" rief Hoppe und deutete in die Ferne.

Wir sahen sie kaum, die feindlichen Regimenter, so weit waren sie entfernt, aber sehr bald machten sie sich uns auf sehr unhöfliche Weise bemerkbar, und mit ihren weittragenden Chassepot-Büchsen überschütteten sie uns mit einem Kugelregen, gegen den ein Regenschirm noch nicht erfunden worden ist.

Wir waren ohne die geringste Deckung, kein Graben, keine schützenden Dämme, kein Baum, wir lagen auf dem stark abfallenden Felde, bergab, den Kopf nach unten, die Füße nach oben, und nur wenn wir schossen, erhoben wir uns auf ein Knie. Wir gaben's Ihnen redlich heim, konnten aber in der großen Entfernung nicht sehen, ob wir ihnen großen Schaden gethan.

Unter uns allen, die wir auf dem Bauche lagen, oder knieend schossen, stand nur einer aufrecht, stolz und stramm, und gab seine Schüsse ab, ruhig wie auf dem Exerzierplatze, als wären die Franzosen nur gemalte Scheiben, — der Oberjäger Hoppe.

„Donnerwetter, Hoppe, werfen Sie sich doch nieder!"

„Bitte, Herr Lieutenant, lassen Sie mich nur stehend schießen, ich kann das Liegen und Knieen nicht vertragen!"

Schon nach der ersten Viertelstunde waren wohl schon dreißig Mann schwer verwundet oder todt. Sie hatten fast sämmtlich Schüsse in den Kopf erhalten.

Da galt es nicht nur zu schießen, sondern auch zu helfen und den verwundeten Kameraden beizuspringen. Und eben so ruhig, als er mit seiner Büchse arbeitete, eben so ruhig, als wäre er Krankenwärter in einem Lazarethe, mitten im Kugelregen, übte er seine Samariterpflicht, hier einem Verwundeten das Koppel öffnend, dort einem anderen eine bessere Lage zum Sterben bereitend. —

Hier warf auch mich ein Schuß in die linke Schulter nieder. Um mich und neben mir Schreien und Stöhnen, das unheimliche Pfeifen der feindlichen Kugeln, das Geknatter unserer Büchsen, ermunternde Rufe unserer Offiziere und unseres Hoppe ernster Zuspruch, — ich hörte Alles, war aber so hülflos wie ein Kind, und konnte nicht einmal Hurrah! schreien.

Ein Adjutant jagte herbei; der Wald, vor dem wir lagen, müsse unter allen Umständen gehalten werden.

Ja, wenn die Franzosen gewußt hätten, — was sie glücklicherweise in der Regel niemals wußten, — wie stark, oder vielmehr, wie schwach wir waren, sie hätten uns mit ihrer zwanzigfachen Uebermacht erdrückt, und Gorze, in welchem nur eine Schwadron Ziethen-Husaren athemlos auf den Gefechtslärm lauschte, spielend genommen. So aber spielten wir wacker mit, wenn auch mit hohem blutigen Einsatz.

Mit einem Male, etwa 200 Schritte vor uns, tauchte hinter einem Erdwalle ein feindliches Bataillon auf, das mit aufgepflanztem Seitengewehr auf unsere Stellung, oder vielmehr „Lage" losmarschirte. Wir hatten große Verluste erlitten, allein von meiner, der 1. Compagnie, waren 108 Mann geblieben, und die meisten unserer Offiziere waren verwundet; Hoppe stand noch unter uns, frisch und unverwundet, wie

ein zürnender Kriegsgott. Kein Wunder, daß wir —

„An die Rippen pocht das Männerherz,"

— mit angehaltenem Athem, wer überhaupt noch Athem hatte, den kommenden Dingen entgegen sahen. Unser Feuer schwieg.

Hoppe pflanzte mit großer Seelenruhe seinen Hirschfänger auf die Büchse: „Ich glaube, sie wollen unsere persönliche Bekanntschaft machen."

Das feindliche Bataillon war inzwischen auf 80 Schritte nahe gekommen, wir waren fast schon aufgerieben, und der nahe Feind konnte nicht mehr getäuscht werden die Todten für Lebende zu halten, — da warf Hoppe einen Blick auf seinen Offizier, und da das erwartete Commando Schnellfeuer noch nicht erfolgte, hielt er sich nicht mehr länger, er warf die Büchse an die Schulter, ein einziger Blitz und Knall aus unserer Mitte, und der französische rechte Flügeloffizier stürzte zusammen.

Die Franzosen stutzten einen Augenblick, dann ging es vorwärts im Laufschritt.

Jetzt endlich das Kommando „Schnellfeuer!"

Ein ununterbrochenes Knattern erfolgte und in wohlgezieltem Schnellfeuer klappten die ersten feindlichen Kolonnen zusammen, wie Taschenmesser, die anderen liefen davon.

„Lasset sie laufen", rief Hoppe, „sparet euer Pulver, dort gibt es bessere Arbeit!"

Eine Batterie mit sechs Schimmeln fuhr achthundert Schritte vor uns auf.

„Schicket ihnen einen deutschen Gruß! Achthundert Schritt Standvisir! Schnellfeuer!"

Die feindliche Batterie hatte noch nicht ganz gedreht, da waren Mannschaft und Schimmel durch unsern Bleihagel niedergemäht.

Hoppe hätte sich am liebsten die Kanonen geholt, aber es erfolgte kein Kommando mehr, auch unser letzter Offizier ward, schwerverwundet, zurückgetragen und für Hoppe gab es wieder Samariterarbeit genug auf dem Kampfplatze, da bekam ich meine zweite Kugel in den rechten Fuß, die mir unsägliche Schmerzen verursachte und mir einen Weheruf entriß. Da rief mir Hoppe zu: „Die Zähne zusammengebissen, Heinrich! Es gilt für's Vaterland!"

Und ich biß sie zusammen und kämpfte den Schmerz gewaltsam nieder; ich suchte meinem Tröster die Hand zu reichen.

„So recht, Heinrich, Keiner von uns kann heute etwas Appartes haben."

Trotz des immer stärker werdenden Kugelregens schnallte mir Hoppe den Dachs ab, stellte ihn mir vor den Kopf, und legte noch zwei todte Kameraden vor mich hin: „Wills Gott, so kommst Du durch, von vornen bist Du jetzt sicher."

Blutverlust und Aufregung hatten mich erschöpft, ich fiel in Ohnmacht.

Ein fürchterliches Geknatter weckte mich. Ich sah Hoppe mit hochrothem Gesicht und blitzenden Augen eifrig schießen. „Heinrich, es geht zu Ende, wir müssen unterliegen!"

Doch horch, was ist das? Deutsches Kommando! Gottlob, es kommt Verstärkung! Infanterie, Artillerie! Ein Hurrah! brauste durch unsere zerrissenen Reihen. „Hurrah!" Ich schreie mit. Die Verwundeten richten sich auf, und schwenken ihre Helme. Hoppe rief nicht, aber ein Ausdruck von Glückseligkeit verklärte sein edles Gesicht. Es war sein letztes Glück. Eben gab er noch einen Schuß ab: „Rache für unsere Todten", da fuhr er mit der Hand nach dem Herzen und lautlos sank er nieder. Kein Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust; — er war in dem beseeligenden Gedanken gestorben, „die Hülfe naht, wir siegen."

— Als am andern Tage die Todtengräber ihr trauriges Amt vollziehen wollten, naht der Korps-Kommandant, Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe, und mit bekümmertem Antlitz überschaut er das Leichenfeld „seiner dritten Jäger".

„Wo liegt der Oberjäger Hoppe?"

„Hier, Königliche Hoheit!"

Schweigend tritt er vor die Leiche des Helden und legt salutirend die Hand an die Bärenmütze, mit ihm sein ganzes Gefolge.

Wie war er da so ernst, als er zu neuen Siegen davon sprengte.

Auch der Hinkende legt einen Lorbeerkranz auf das Grab eines Braven. —

Zwei Prämienbilder

in Aquarelldruck. (Nach Zeichnungen von E. Wagner.)

Das Beruhigungsmittel. So geht es, wenn man einen Hornisten zum Mann hat, und will ihn zur Kinderwärterin machen. „Ich gehe auf den Markt," sagt die Frau, „gieb mir auf den Buben acht." Der Mann setzt sich an die Wiege und betrachtet seinen Sprößling mit bedenklichen Blicken, der auch alsbald zu schreien anfängt. Als erstes Beruhigungsmittel brüllt der Herr Papa ein altes Soldatenlied, das in der Kaserne stets auf die Gemüther der Rekruten beruhigend gewirkt hat. Der Bube drückt seine Befriedigung durch stärkeres Schreien aus. Nun setzt der Alte die Wiege in Galopp, und da auch dieses Mittel nicht anzuschlagen scheint, denn der Kleine protestirt mit Händen und Füßen gegen diese Reiterübungen, holt er aus dem Kasten sein Waldhorn. Er war einst Jägerbursche beim gnädigen Herrn und beim Schmettern seines Waldhornes haben ein Dutzend heulende Jagdhunde sich beruhigt, warum nicht auch so ein kleiner Schreihals? Also schmettert er, daß die Wände zittern, und der Kleine brüllt und ist fest entschlossen die Gichter zu bekommen, als im entscheidenden Momente die Mutter als rettender Engel erscheint. Der Mann behauptet zwar, er hätte den Burschen mit Musik am Ende doch zum Schweigen gebracht, was auch wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, — zum ewigen Schweigen — er wolle aber jetzt die Flöte lernen, da das Horn dem dummen Buben doch etwas zu kräftig zu sein scheine. —

Alt, aber galant! Und warum denn nicht? Ist das Schöne und Liebliche nicht auch für alte Augen schön und lieblich? Giebt es nicht alte Köpfe mit jungen Herzen, wie es junge Köpfe mit alten ausgebrannten Herzen giebt? Auch am Fuße der Gletscher können Rosen blühen. Der alte Herr da ist so einer. Schnee auf dem Haupte, ein wenig Alpenglühen in dem heitern, alten Gesichte, und ein junges Herz, und auch an Rosen fehlt es dem alten Gletscher nicht. Das liebliche Mädchen nimmt mit freundlichem Lächeln die Huldigung entgegen, die das Alter der Jugend bringt; sie weiß, wie es gemeint ist. — Merkt's Euch, Ihr Jungen, und sorget dafür, daß man auch einst von Euch sagen kann:

„Alt, aber galant!"

BLB Karlsruhe